

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

- Coloured covers/  
Couverture de couleur
- Covers damaged/  
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/  
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Additional comments:/  
Commentaires supplémentaires:

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured pages/  
Pages de couleur
  - Pages damaged/  
Pages endommagées
  - Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées
  - Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées
  - Pages detached/  
Pages détachées
  - Showthrough/  
Transparence
  - Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression
  - Continuous pagination/  
Pagination continue
  - Includes index(es)/  
Comprend un (des) index
- Title on header taken from: /  
Le titre de l'en-tête provient:
- Title page of issue/  
Page de titre de la livraison
  - Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison
  - Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

This item is filmed at the reduction ratio checked below/  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>									



Maria mit dem Jesukinde.

# Rundschau



## Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

Juni 1899.

Nummer 9.

### Maria Trost.



Wenn Nebel schwer sich auf mich senken,  
Kein Sonnenstrahl, der sie durchdringt,  
Dann muß ich Dein, Maria, denken,  
Dein Nam' allein, der Hoffnung bringt —  
Kein Nebel so trüb, keine Wolke so schwer  
Es scheucht sie die Strahlenjungfrau hehr.

Wenn Riesenwogen hoch sich thürmen,  
Nachtschwarz der Himmel rings umher,  
Wenn tosend und in jähem Stürmen  
Um's Schifflein peitscht das wilde Meer —  
Dann strahlet Dein Name so mild und so licht,  
Ein Meeresstern, der die Stürme bricht.

Wenn in des Lebens öder Wüste  
Der Gluthwind alles Grün verdorrt,  
Und ich vor Durst verschmachten müßte:  
Dann fällt mir ein ein süßes Wort:  
„Maria“ — das wie ein Himmelstau  
Die Wüste verwandelt in grünende Au.

Wenn ich mich recht vereinsamt fühle,  
Als Fremder fremd im Heimathland  
So ganz allein nach fernem Ziele,  
Und keiner der mich recht verstand —  
Dann strahlet Dein Mutterbild hernieder  
Und Freude und Friede kehren wieder.

Rev. F. W. Faerber.

## Das Sakrament der Ehe.

**S**elbst das Heidenthum hat Altar und Herd mit einander verbunden. Die Römer schlossen ihren Ehebund nicht ohne Opfer und Segen des Priesters. Der Grieche hielt an der Mahnung eines seiner weisesten Männer fest: „Geh' nicht zum Hochzeitsmahl, ohne vorher zum Altar gegangen zu sein.“ Griechenland verfiel und ging seinem Untergang entgegen, als es die Götter und die Segnungen des Himmels von der Ehe ausschloß. Der Niedergang der Größe des antiken Roms, die Entartung der Sitten und jeglicher Bürgertugend, das Schwinden seines Heldenruhms, die Auflösung seines Familienlebens und seiner gesellschaftlichen Ordnung fällt mit der Entheiligung und Entsittlichung der Ehe zusammen.

Uns hat der göttliche Heiland erlöst und durch die Sakramente, die Mittel der Heiligung, unser ganzes Leben, vor allem die Ehe, geädelt; er hat sie zur Würde eines Sakramentes erhoben. Er hat der Ehe ihre ursprüngliche paradiesische Einheit und Unauflöslichkeit zurückgegeben. Er lehrt uns, daß Gott die Liebe der Gatten noch stärker gemacht, als die Liebe der Kinder zu ihren Eltern. Der Mensch wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen. Zwischen Menschen hat Gott eine größere Liebe geschaffen, als die Liebe zwischen Mann und Weib, geheiligt durch den Geist des Glaubens. Nichts, keine Macht der Welt und keine Leidenschaft des menschlichen Herzens soll stärker als diese Liebe sein; die Ehe ist unauflösbar so lange das Herz der Gatten schlägt. Aber noch weit darüber hinaus ist die Ehe und zwar zu einem heiligen Abbild der Vereinigung Christi mit seiner heiligen Kirche erhoben. Damit hat unser göttlicher Heiland viel Größeres und viel Schöneres, als das Judenthum es geahnt, an der Ehe gethan.

Es gilt das Wort des Apostels: „Die Ehe ist ein großes Sakrament in Christus und seiner hl. Kirche.“ Da erhebt die Kirche segnend ihre Hände über die Brautleute am Al-

tare; sie erfleht noch einen höheren Segen, als den des Vater Raguel über Tobias und seine Braut. Die Kirche erfleht den Brautleuten die Gnade, daß ihre Herzen nicht in irgend einer Liebe, sondern in der heiligsten Liebe, die es jemals auf Erden gegeben hat, in der Liebe, mit der Christus seine Braut, die Kirche liebt, vereinigt werden. Die Liebe der Ehegatten soll nicht nur die stärkste, sondern auch die heiligste sein, welche zwischen Menschen gedacht werden kann. Darum betet die Kirche über die Brautleute flehend zu Dem, der die Herzen bildet und die Herzen der Menschen lenkt: „Gott der Herr vereinige eure Herzen in einer wahren Liebe.“ Menschen können Gold und Geld zusammenbringen, Kronen und Kronen, Reichthum und Reichthum; aber Herzen vereinigen, Seelen vereinigen, das kann nur Gott allein, der die Menschenherzen geschaffen hat. Deus caritas est — Gott ist die Liebe; alle wahre Liebe kommt von Gott und führt zu Gott. In der Ehe soll eine Liebe die Herzen vereinigen, die von Jesus Christus kommt und zu Jesus Christus führt. Darum nimmt Jesus Christus von seiner größten und höchsten Liebe und senkt sie in die Herzen der Gatten ein. Die Ehe ist ein großes Sakrament in Christus und seiner hl. Kirche, d. h. mit der Liebe, mit der Jesus Christus seine Kirche liebt, mit dieser Liebe sollst du, Mann, dein Weib lieben und mit dieser Liebe sollst du, Weib, deinen Gatten lieben. Gibt es eine größere, eine erhabener Liebe? Die Liebe, mit der Jesus Christus seine Kirche liebt, das ist die hl. Gottesliebe, die gekommen ist, Seelen zu retten, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Diese Liebe senkt sich im Sakramente der Ehe in das Herz des Gatten hinein; sie will die Seele des Anderen retten, heiligen, zum Himmel führen. Darum kann es dem christlichen Gatten nie genug sein, sein Weib auf Erden zu beglücken; er will die Seele der Gattin zum Himmel führen. Er bindet nicht nur Blumen des Feldes zum Strauße, er sucht noch Größeres für sein

Weib, Blumen, die nicht welken, die Güter des Glaubens und der Gnaden. Ihm ist es wenig, die Perlen des Meeres und die Diamanten des Baches zu suchen, um mit einer Krone der Welt sein Weib zu schmücken; er kennt Edelsteine, die kostbarer sind, Schätze, an denen Rost und Motten nicht zehren. Er sucht seiner Gattin den Seelenschmuck der Gnade zu erhalten, jenes Gewand, mit welchem die Seele in der Heiligung wie von Engelhänden bekleidet wird. Er wirbt und betet um die Krone der Auserwählung für die Seele, die er mit der heiligen Liebe liebt, mit der Christus seine Kirche liebt. Geheiligt wird der Mann durch das Weib und geheiligt das Weib durch den Mann. Die Ehe ist ein Mittel der Heiligung für die christlichen Gatten. Diese in Christo geheiligte Gattenliebe wird im Dienste Christi und seiner heiligen Kirche zu jener geheiligten Fruchtbarkeit der Ehe, durch welche, wie der hl. Franz von Sales so schön sagt: „Die Erde mit Gläubigen angefüllt wird, damit sie im Himmel die Zahl der Auserwählten voll machen.“ Wie Jesus Christus, der himmlische Bräutigam, mit seiner gottmenschlichen Liebe seine Braut, die hl. Kirche Gottes auf Erden befähigt, in nie vergehender Fruchtbarkeit die Seelen der Menschheit zu heiligen und die herrlichsten Blüten der Heiligkeit hervorzubringen, so geht die Liebe der christlichen Ehegatten, entzündet von den Strahlen dieser Liebe Christi zu seiner hl. Kirche, dahin, in den Kindern Seelen für Gott, Seelen für das Reich Gottes diesseits und jenseits zu erziehen. Die Ehe wird da zu einem heiligen Apostolat. Darum ist der Kindersegner der christlichen Eheleute höchstes Glück, nicht weil die sinnlichen Hoffnungen des irdischen Menschen und des Erdenlebens sie an dieselben knüpfen, sondern weil an der Seele des Kindes der Gedanke des Glaubens wie ein Tauropfen an den Blume prangt, in welchem leuchtend wiederstrahlt die Liebe des Gottmenschlichen Jesu Christi, der sich diese Seele erwählt und durch die Vermittlung der Eltern sie heiligen und vollenden will zur ewigen seligen Vereinigung mit Gott: Da sind Gedanken so erhaben und heilig mit dem Kinde für die Eltern verbunden, wie die Gedanken und Absichten

des göttlichen Herzens des Erlösers, der den Eltern, die das Kind in seinem Namen aufnehmen, den Lohn verheißen hat, der Jenen wird, die ihn selbst aufnehmen. Da mögen die christlichen Eltern, wenn vielleicht die Erinnerung an die eigenen Sünden des vergangenen Lebens sie in bitterem Neuschmerz niederdrückt, voll Vertrauen im Hinblick auf die unschuldigen Seelen der Kinder, die sie dem Heiland bewahren wollen, aufblicken und mit dem Böllner sprechen: „Herr, wenn ich Dich betrogen habe, ich gebe es Dir vierfach wieder.“ Wenn ich Dich in meiner Jugend um die Reinheit meines Herzens betrogen habe, ich gebe es Dir vierfach, ja zehnfach wieder in den Seelen meiner Kinder. Wie freudig wird dort, wo solcher Segen erfährt und gewürdigt wird, die Kinderlast und Sorge übernommen werden. Wie weit werden da abgewiesen werden jene Gedanken des Frevels, die Sorgen der Ehe zu verhindern, die, Gott sei es geklagt, in unseren Tagen so vielfach die Ehe entheiligen jene Gedanken, die, mögen sie verbrämt sein mit der Rücksichtnahme auf den Wohlstand und das Erbe der Kinder oder mit schändlichen national-ökonomischen Betrachtungen über Ueberproduktion der Nachkommenschaft in der Gesellschaft, doch nichts anderes bedeuten als Schande und Frevel gegen Gott. Was Wunders, daß dort, wo in der Ehe die heiligen Absichten Gottes vereitelt werden, der Fluch Gottes sich an die Schwelle des Hauses heftet und alles rückwärts geht in Heimsuchungen über Heimsuchungen. „Du hast den Segen nicht gewollt. Jetzt hast du den Fluch.“, Du hast den Fluch zeitlichen Elendes und den Fluch der Gottentfremdung, der mit diesem Beginnen stets in die Herzen der christlichen Gatten einzieht. Oder wie sollte es möglich sein, Gottes Hand zu entinnen und Segen von Gott dort zu erwarten, wo dessen heiligem Willen, Seelen das Dasein zu geben, schmählich widerstrebt wird. Gefegnet die Eltern, welche die heilige Liebe zu Christus in dieser wichtigen Frage der Ehe allein reden und entscheiden lassen, erfüllt vom festen Glauben und felsenfestem Vertrauen; — an ihnen erfüllt sich das Wort des Apostels: „Geheiligt wird der

Mann durch das Weib und geheiligt wird das Weib durch den Mann und ihre Kinder werden heilig sein.“

Wie wunderbar groß ist die Ehe, ein Geheimnis in Christus und in seiner heiligen Kirche. Der hl. Apostel Paulus zieht noch eine Folgerung: „Ihr Männer, sagt er, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche liebt.“

Die Liebe, mit der Christus seine Kirche liebt, ist eine treue Liebe, treu bis in den Tod; nicht der Undank der Welt, nicht Schmach und Geißel und Kreuz, auch nicht der Tod trennt den Heiland von seiner heiligen Braut, der Kirche. Nach dieser treuen Liebe Christi ist die Liebe des christlichen Gatten geartet, sie ist treu wie Gold; in dieser Treue siegt sie über alle Versuchungen der Sinnlichkeit. Wie könnte der christliche Gatte, wäre er nur in einer einzigen Stunde untreu geworden, noch den Ring ansehen, den er als das Symbol der Treue am Altare unter dem Segen des Priesters erhielt. Nein, von der geheiligten Liebe erfüllt, triumphiert der christliche Gatte über solche niedrige Anwandlungen sinnlicher Leidenschaften. „Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche liebt.“ Die ächte christliche Gattenliebe denkt nicht an Trennung und will keine Trennung. Die gottentfremdete Welt redet von Trennung; aber was Gott verbunden hat, vermag die Welt nicht zu trennen. Und wenn hundertmal ein Gericht dieser Welt sagt: Wir trennen euch, ihr könnt auseinander gehen — die Eheleute können dann wohl von einander scheiden, aber sich trennen, das können sie nicht. Mögen Welten zwischen die Geschiedenen treten, sie sind doch nicht getrennt. Jeden Morgen wird der Gedanke in den Geschiedenen zu neuem Leben erwachen: ich gehöre doch der Geschiedenen, mag sie noch so weit weilen; denn der Bund ist von Gott gestiftet; scheiden, aber nicht trennen — auseinander gehen wohl, aber niemals vergessen. Nein, was Gott verbunden, soll und kann der Mensch nicht trennen. Mögen ihre Schritte nach den verschiedenen Himmelsgegenden auseinander gehen, die Herzen bleiben verbunden. Was Gott verbunden, kann der Mensch nicht trennen. Nebet so die

Stimme der Natur, wie mächtig erst redet die Stimme der Gnade. Ist die Liebe der Gatten nach der Liebe Christi zur hl. Kirche geartet, und durch sakramentale Gnaden befestigt, dann bricht sie nicht und verblüht nicht mehr. Da mag der tägliche Verkehr Schwächen, Fehler, Unebenheiten des Wesens und des Charakters offenbaren, die, solange die Poesie der Liebe das Herz berauschte, nicht gesehen, nicht geachtet wurden, — die geheiligte Liebe trägt und duldet, denn sie ist stärker als jede sinnliche Enttäuschung, weil sie liebt um Christi willen.

„Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche liebt.“ Gegenüber Fehlern und Sünden verdoppelt der Gottmensch seine Liebe zu uns. Da mag das Leben nüchtern und dürr sich in den täglichen Sorgen gestalten, da mag wolkenartig die Heimsuchung den Himmel des ehelichen Glückes trüben, da mag Kreuz und Leid über die Schwelle des Hauses Einzug nehmen und ein großer Kelch von Bitterkeit getrunken werden müssen: die in Christo geheiligte Liebe ist stärker als Kreuz und Leid, denn sie liebt um Christi willen. Wie Gold sich bewährt im Feuer, so bewährt sich diese Liebe in der Trübsal; wie unter den Schlägen des Hammers sich edles Metall noch veredelt, so wird diese christliche Gattenliebe auf dem Wege der Dornen unter den Heimsuchungen Gottes geläutert und verklärt. Stark bis zum Tod ist diese Liebe; sie sagt nicht, weil wir uns lieben, darum wollen wir das Leben zusammen genießen, nein sie spricht: Weil wir uns lieben, darum wollen wir das, was das Leben Schweres und Bitteres bringt, miteinander ertragen und uns vor allem gegenseitig ertragen und gegenseitig stärken. Das ist die geheiligte Liebe der christlichen Gatten; sie ist nicht auf ihrem Höhepunkte in der Stunde, wo sie zuerst der Braut das Versprechen der Treue gibt, nein, sie ist im Zenith ihrer Vollendung, in der Stunde des Todes, wenn die Gattin dem Gatten die letzten Worte des Dankes sagen kann: Ich danke dir, weil ich an deiner Seite besser und frömmere und heiliger geworden bin. Je jener Stunde feiert diese Liebe ihren Triumph, wenn der Gatte der Gattin bei dem Scheiden von ihr und der Welt den

hing zurückgeben kann, den sie am Altare gewechselt hat, und in Wahrheit sagen kann: „Ich habe keine andere Liebe gekannt, als zu Gott, zum Vaterlande und zu dir.“ Ein großer Mann der Vorzeit hat es gesprochen; es ist die Empfindung eines jeden christlichen Gat-

ten, der seine Gattin liebt, wie Christus seine Kirche liebt. Ich kenne keine Liebe als zu Gott, zum Vaterlande und zu dir. Wunderbare Anschauung des Glaubens; durch Christus ist die Ehe zu ihrer höchsten Vollendung geführt.

## Das Brautkleid.



Anna, die einzige Tochter des Generals v. L., war verlobt. Als Erbin eines großen Vermögens hatte es ihr nicht an Verehrern gefehlt, sobald sie in die Welt geführt wurde, und ehe der erste Winter vorüber war, hielt ein junger Mann um ihre Hand an. Der General gebot seiner Tochter anzunehmen, und sie gehorchte ohne Widerrede und Zögern.

Der Verlobte der jungen Braut hatte schon ein großes Vermögen verschwendet, doch er war von alter, vornehmer Familie, und das war alles, was ihr Vater verlangte. Geld hatte sie genug für beide. Zudem gedachte er es so einzurichten, daß die Mitgift für Anna sicher gestellt würde, und er hoffte, durch die Heirat würde der junge Mann solide werden.

Anna selbst war jung und unerfahren. Ihr Verlobter, ein hübscher gewandter Mann, wurde nicht müde ihr zu versichern, daß er sie liebe, und der Vater behandelte seine gehorsame Tochter mit ungewohnter Zärtlichkeit.

Sie war übergücklich, von soviel Liebe und Aufmerksamkeit umgeben zu sein.

Der General war bei ihrer Geburt Wittwer geworden, und da er sich einen Sohn gewünscht, hatte er das kleine Mädchen kaum beachtet und ihre Erziehung fremden Leuten überlassen.

Jetzt wollte er zu Ehren der Verlobten einen großen Ball geben und hatte seiner Tochter gesagt, sie solle sich ein schönes Kleid anschaffen und keine Kosten scheuen. Sie wählte eins von blaßrosa Seide mit Silbertüll überzogen und mit Theerosen verziert. Für ihren Verlobten wünschte sie so schön wie möglich zu sein,

und der Gedanke an das entzückende Kleid beschäftigte sie oft.

### Eine Ueberraschung.

Der Abend des Balles war gekommen. Schon war es 5 Uhr und noch war kein Kleid da. Zweimal hatte Anna hingeschickt und zweimal die Antwort erhalten, Mad. Percemain wolle es gleich senden. Sie hatte eine Ahnung, daß etwas nicht in Ordnung sei, und um halb sechs Uhr fuhr sie mit ihrer Dienerin zum Hause der Modistin.

„Madame,“ sagte sie, dort angekommen, „es wurde mir versprochen, ich solle das Kleid zeitig sehen, damit noch geändert werden könne. Dafür wird es bald zu spät sein. Ich bin überzeugt, daß alles gut ist; doch ich möchte das Kleid jetzt sehen.“

Unter Verbeugungen und Lächeln versicherte die Modistin ihr, daß das Kleid in einigen Augenblicken fertig sein werde, und bedauerte sehr, daß Fräulein v. L. sich habe bemühen müssen zu kommen. Während sie sprach, trat eine Gehilfin ins Zimmer, rief die Modistin bei Seite und Anna hörte deutlich die Worte: „eine brennende Kerze,“ ein „krankes Kind,“ und „das Kleid verbrannt.“

Madame Percemain wurde so weiß, wie ihr Haar gewesen wäre, hätte sie es nicht gefärbt. Eine Wolke von Aerger flog über ihre Züge, und sie rief heftig aus: „Was höre ich! Das kommt von dem Mitleid und der Theilnahme für ein eigensinniges Frauenzimmer, welches ihr Kind nicht ins Hospital schicken wollte! Das Kleid verdorben! Was soll ich thun?“

Sie verließ das Zimmer, und Fräulein v.

L. fühlte Mitleid mit ihr und wollte sie zurückrufen. Doch da hörte sie Worte, welche die Erregte an ihre Arbeiterinnen richtete.

„Fräulein v. L.'s Kleid ist verdorben — verbrannt! Melanie hat eine brennende Kerze darauf fallen lassen. Ein Kleid, an welchem ich einmal wieder einen ordentlichen Verdienst gehabt hätte!“

Als die junge Dame diese Worte hörte, kam ihr ein neuer Gedanke.

„Ich bezahle 600 Franken für das Kleid mit Stoff und Nachlohn,“ dachte sie. „Kann es möglich sein, daß Mad. Percemain so außergewöhnlich viel daran verdient? Jetzt bin ich doch neugierig zu wissen, wie viel die arme Näherin erhalten werde. Ich will gleich zu ihr gehen, um das zu erfahren.“ Anna hatte den praktischen Sinn ihres Vaters, kam ihr ein Verdacht, so hatte sie keine Ruhe, bis alles untersucht war. Jetzt hatte sie nur einen Gedanken, zu erfahren, was sie wissen wollte, und der Verlust des Kleides war vergessen. Sie ging zu Madame Percemain und sagte: „Ich will gleich selbst zur Arbeiterin gehen, wenn Sie mir nur ihre Adresse angeben.“

Doch die schlaue Dame wünschte dies zu verhindern und sagte in ihrer Verlegenheit, sie kenne die Adresse nicht. Diese offenbare Lüge war für Anna zu viel.

„Was,“ rief sie aus, „Sie sollten die Wohnung einer Arbeiterin nicht kennen, der Sie ein so werthvolles Kleid anvertrauten? Ich hätte Sie für eine klügere Geschäftsfrau gehalten!“

Die Modistin brachte wortreiche Entschuldigungen vor und bat den Unfall zu übersehen und ihr zu erlauben, ein neues Kleid zu beschaffen.

Anna jedoch erzürnt, beachtete sie nicht, sondern rief die eben eingetretene Gehülfen herbei und befahl ihr, den Namen der Näherin, von der sie eben der Modistin Nachricht gebracht, auf einen Zettel zu schreiben. Diese that es.

„Aber es ist weit von hier,“ sagte die Dienerin, „und es wird spät. Und der Ball, gnädiges Fräulein! Muß nicht für ein neues Kleid geforgt werden?“

„Das macht nichts,“ war die Antwort. „Ich habe so viele Kleider, da kann ich ein anderes tragen. Jetzt habe ich keine Ruhe, bis ich die arme Frau gesehen.“

„Welch sonderbare junge Dame meine Herrin ist,“ dachte die Dienerin. Doch sie machte keine Bemerkung mehr.

### Bei einer Armen.

Nach 20 Minuten stieg Anna mit ihrer Dienerin vor einem großen düsteren Gebäude aus, in einem Stadttheil, welchen nie zuvor ihr Fuß betreten hatte.

„Madame Robert?“ fragte sie, als die Pförtnerin aus ihrem kleinen Zimmer trat. „Die wohnt auf dem zweiten Stock,“ erwiderte die Frau ehrerbietig und betrachtete die junge Dame ganz erstaunt.

Anna stieg hinauf. Auf ihr leises Klopfen an der ersten Thür antwortete eine sanfte Stimme „Herein.“ Sie öffnete und stand vor einer jungen Frau, deren bleiche Wangen und eingefunkene Augen eine betrübtete Geschichte erzählten. Die Arme sah erschreckt und erstaunt auf. Sie ahnte augenscheinlich, wer die junge Dame sei.

„Sind Sie Madame Robert?“ fragte Anna.

„Ja, gnädiges Fräulein,“ erwiderte die Näherin.

„Ich erfuhr, daß mit meinem Ballkleid, welches diesen Abend fertig sein sollte, ein Unglück passiert sei. Ist es schlimm?“

Sie sprach mit großer Freundlichkeit, und die Frau, welche den Besuch der gefürchteten Mad. Percemain erwartet hatte, atmete erleichtert auf.

„Es ist ganz verdorben, gnädiges Fräulein,“ sagte sie, dort liegen die Ueberreste!“

Dabei zeigte sie auf einige Stücke des reizenden Kleides, welche auf der Lehne eines Stuhles hingen. „Es thut mir leid, doch werde ich den Verlust zu ersetzen suchen. Mein Kind war sehr krank, ich konnte es nicht verlassen und“ —

Hier wurde sie unterbrochen. Aus einer dunklen Ecke des Zimmers kam ein schwaches Stimmchen, welches rief: „Mama, Mama! Trinken, bitte, trinken!“

Dann folgte ein schrecklicher Hustenanfall, und die arme Frau eilte, ihrem Kinde beizustehen.

Anna sah sich um. Zuerst betrachtete sie die Fäden ihres Kleides, dann das elende, reizlose Zimmer, welches Zeichen einer Armuth trug, wie sie dieselbe nicht für möglich gehalten hatte. Und es kamen ihr ganz neue Gedanken. In diesem Zimmer, bei Krankheit und Leiden, hatte eine Frau ihre ganze Seele auf die Vollendung eines schimmernden Landes setzen müssen. Unter Angst und Sorge hatte sie jeden Stich gemacht. Von Zeit zu Zeit war sie genöthigt gewesen, die Arbeit niederzulegen, um ihr krankes Kind zu pflegen, und in einem dieser Augenblicke war ohne Zweifel das Unglück geschehen. — Die Last und Mühe der Arbeit hatte die junge Dame bis jetzt nicht gekannt. Sie hatte nicht geahnt, daß die duftigen Kleider, welche so viel Freude und Lust erregen, oft unter Schmerz und Bitterkeit verfertigt werden. Ja, wenn jedes schöne Kleid seine Geschichte erzählen könnte!

Endlich kehrte die arme Frau wieder zu ihrem Besuch zurück.

„Sie hatten wahrscheinlich nicht den Muth, ihr Kind in ein Hospital zu schicken?“ fragte die junge Dame.

„Ach nein,“ erwiderte sie; „ich konnte es nicht. Und doch hätte ich es thun sollen, das sehe ich jetzt ein. Aber es ist mein Ein und Alles, und ich meinte, ich hätte sterben müssen, — in der That, Fräulein, die Trennung von meinem Töchterchen hätte mich getödtet. Aber was habe ich jetzt gethan!“

„Betrüben Sie sich nicht,“ sagte die junge Dame. „Ich werde das Kleid bezahlen und ihre Arbeit auch. Wieviel hätten Sie dafür erhalten?“

„Zwanzig Franken waren mir zugesagt.“

## Anderer Gedanken.

Anna dachte nicht mehr daran, was sie ursprünglich gewollt, ihre Neugierde zu befriedigen; ein tiefes Mitleid hatte sie ergriffen.

„Ich glaube, Sie haben auch durch den Unfall viel gelitten. Diese Summe ist für Sie. Ich bedarf weder des Geldes noch der Hälfte der Dinge, für welche ich es gebrauche. Heute macht mir zum ersten Mal mein Geld wirkliches Vergnügen. O bitte, weinen Sie doch nicht, vergießen Sie keine Thräne! Sehen Sie nun weint die Kleine auch.“

Doch die arme Frau konnte sich nicht fassen. Sie bedeckte Annas Hand mit Küssen und rief unter Thränen aus: „Sie sind ein Engel — ja ein Engel Gottes und von Gott gesandt. Sie haben unser Leben gerettet. Ich hatte keinen Pfennig im Hause, und der Hausherr wollte uns auf die Straße setzen, weil ich die Miete nicht bezahlte. Dann wären wir beide gestorben.“

Schweigend hatte Anna einen 100 Francenschein in ihre Hand gedrückt. Dann ging sie zur Wiege des kranken Kindes, beugte sich über dieselbe und küßte die weiße Stirn der Kleinen. — In dieser Stunde zog neue Liebe in ihr Herz ein, die Liebe zu den Armen, Verlassenen und Betrübten. An der Wiege des kranken Kindes fühlte sie zuerst den Ruf zu dem großen Beruf, dem sie später ihr ganzes Leben weihte. —

Fräulein v. L. erschien auf dem Ball in einem Spitzenkleid, welches ihre Schönheit voll zur Geltung brachte. Ihr Vater dachte, sie habe nie so vortheilhaft ausgesehen, und gratulierte ihr zu ihrem guten Geschmack. Er wußte nicht, daß sie das Kleid schon früher getragen. Einige der geladenen Gäste hatten es jedoch bemerkt und machten ihre Bemerkungen darüber. Aber Anna sah weder ihre spöttischen Blicke, noch verstand sie ihre zweifelhaften Komplimente.

Später am Abend stand sie einen Augenblick in der Nähe einer verdeckten Fensternische und hörte ihren Verlobten mit einer jungen Dame sprechen, von der man gesagt, daß er früher um sie geworben.

„Felice, du weißt, ich liebe dich — ich werde dich immer lieben. Doch ich bin gezwungen Geld zu heirathen, und du mußt es auch thun. Ich habe mich für drei Millionen verkauft.“

Sie hatte genug gehört und ging weiter, aber schon am folgenden Morgen brach sie die Verlobung ab. Ihr Vater schalt und tobte, doch seine Tochter blieb fest, nichts konnte sie umstimmen.

Später lernte der General die Gesellschaft seiner Tochter schätzen, die jetzt nur für ihn und ihre Armen lebte. Und nach dem Tode des Vaters zog sie das schlichte braune Kleid des heiligen Franziskus an, welches sie noch manches Jahr trug, glücklich wie eine Königin.

In diesem Kleide wurde sie begraben und wurde allgemein betrauert als „eine Mutter der Armen.“

---

## G o t t e s l i e b e V ö g e l e i n .

---

In einer kleinen Stadt Südfrankreichs lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein frommer Mann, der sich durch eine außerordentliche Freigiebigkeit auszeichnete. Jeder Arme, den er einer Gabe eben für würdig halten konnte, erhielt ein entsprechendes Geschenk, bei Sammlungen für gute Zwecke gab er stets mit vollen Händen. Am liebsten gab er jedoch dort, wo es möglich war, daß sein Name nicht in die Deffentlichkeit kam. Der Pfarrer des Ortes, der fast täglich Zeugen seiner Wohlthätigkeit begegnete, kam einst in einer dringenden Angelegenheit zu ihm. Liebreich aufgenommen und reich beschenkt, sagte er im Laufe der Unterhaltung: „Mein lieber Herr Cornut, Ihre Freigiebigkeit übersteigt so sehr das gewöhnliche Maß, daß dieselbe einen besonderen Beweggrund haben muß, den ich zu meiner Erbauung gern kennen lernen möchte. Würden sie nicht vielleicht so freundlich sein, mir denselben mitzutheilen?“

„Recht gern“, antwortete Herr Cornut, „theile ich ihnen, Hochwürden, den Grund mit. Es ist Dankbarkeit gegen den lieben Gott. So viel ich auch geben mag, so werde ich doch nie meiner Dankbarkeit gegen ihn genügen können, der mich durch seine lieben kleinen Vögelein belehrt hat, als ich noch ein kleiner Knabe war.“

Ich hatte mich als Schaffhirt vermietet, den ganzen Sommer für drei Franks. Da belehrte mich der liebe Gott durch die kleinen Vögelein in Wald und Feld. Eifrig kamen sie herzugeflogen, suchten mit ihren zarten Schnäbelchen die Wollflocken, welche meine Schafe auf

ihrem Weg verloren hatten, oder welche ihnen von den Sträuchern am Rande des Weges ausgezupft waren. „Warum solltest du nicht auch so klug und fleißig sein, wie die kleinen Vögelein des lieben Gottes?“ fragte ich mich. Ich machte mich an die Arbeit, und bis zum Ende des Septembers hatte ich für vier Franks Wolle gesammelt. Das war der Anfang meines jetzigen Reichthums. Mit diesem Gelde und den drei Franks Gehalt kaufte ich eine Riepe und einige Waaren, Garn, Knöpfe, Nadeln u. s. w. Wie der liebe Gott mir den Anfang eingegeben, so segnete er den Fortgang meines Unternehmens. Bald konnte ich einen kleinen Laden erwerben und jetzt habe ich zwei große Waarenhäuser. Hochwürden sehen also, ich kann dem lieben Gott niemals so viel zurückgeben, als ich seinen lieben kleinen Vögelein verdanke.“

---

Die Güte der Menschen hat ihre Gränzen; aber die heil. Jungfrau besitzt einen Abgrund von Erbarmungen, den die menschliche Bosheit niemals erschöpfen kann.“ St. Bernhard.

---

Da Gott Maria zu unserer Mutter gemacht hat, so muß uns Maria auch mit Mutterliebe lieben und diese Liebe Mariens zu uns muß ohne Vergleich reiner, heiliger, brennender, kräftiger sein, als die Liebe der zärtlichsten Mutter zu ihrem geliebtesten Kinde, weil Maria uns Mutter der Gnade ist, während alle anderen nur Mutter der Natur sind.

## Leben und Wunder des heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

Von Rev. Elisäus Rid, O. C. C.

(Schluß.)

**G**leich Gott auf die Fürbitte des hl. Albert in fast allen Theilen der katholischen Welt große Wunder verrichtet hatte, so war es doch vor allem die Insel Sicilien und besonders Messina, das diese Wunderkraft des Heiligen erfuhr. In dieser Stadt, wo er so lange gelebt, auf die er durch sein Gebet so viele Gnaden herabgeleitet hatte, konnten ihn die Bewohner begreiflicher Weise nicht vergessen und in besonderer Trübsal wie in öffentlicher Noth, hatte man zu ihm seine Zuflucht. Diesem Vertrauen begegnete Albert vom Himmel, indem er stets Messina mit einem Regen übernatürlicher Wohlthaten überschüttete.

Im Kloster der Karmeliten zu Messina bewahrte man einen Mantel, worin der Heilige nach seinem Tode eingewickelt gewesen war. Diesen legte man den Kranken auf und häufig erfolgte prompte Heilung. Dem Dämon war dieses Kleid äußerst verhaßt; einst trug man es zu einer besessenen Frau, als der höllische Geist in ihr schrie: Ach, wie der Mantel jenes Mönches mich brennt; dieses Kleid quält mich mehr, als das Feuer; tragt es weg, sonst tödte ich diese Frau, bevor ich ausfahre.

So mannigfach waren die Gnaden, welche Gott der Stadt Messina auch nach dem Tode des hl. Albert auf dessen Fürbitte verlieh, daß Vater Theodor von Messina seine Landsleute folgendermaßen anreden konnte: „Ist es nicht wahr, daß die Stadt in allen Nöthen durch den hl. Albert, ihren mächtigen und gnädigen Patron, bewahrt ist worden? Wie oft befanden sich die Messinesen in Hungersnoth und, nachdem sie den hl. Albert angerufen hatten, waren Schiffe und Lebensmittel im Hafen! Wie oft klopfte die Pestilenz an unsern Thoren an und das Gebet der Stadt stieg auf zu ihrem

Fürsprecher; die mörderische Krankheit entfernte sich und war Messina frei, während anderswo der Tod reichliche Ernte hielt? O glückliches Messina, daß du im Himmel einen so mächtigen Fürsprecher hast! Man kann dich würdig beneiden, wenn du auch heute noch den Glauben und die Andacht deiner Vorfahren zu deinem Mitbürger und Wohlthäter bewahrt hast!“ In Messina begnügte man sich aber nicht damit, dem Heiligen die Dankbarkeit zu bezeigen, indem man im Gotteshause seine Feste feierte, oder auch wohl im Kreise der Familie mit Liebe und Ehrfurcht von ihm sprach, sondern man wollte ihr auch öffentlichen Ausdruck geben. Denn da Gott der Gott des Weltalls ist und seine Kirche für alle Kreaturen eingesetzt hat, so soll diese sich nicht bloß im Innern der Gebäude, sondern auch im Freien und auf öffentlichen Plätzen sich entfalten dürfen. Der 7. August wurde in Messina jährlich mit großer Festlichkeit begangen und der Magistrat der Stadt warf zu diesem Zwecke 250 Golddukaten aus. Im Jahre 1629 wurde eine Gesandtschaft nach Rom an den heiligen Vater geschickt, um ihm die Nachricht zu bringen von einer neuen Wohlthat, die der Stadt auf die Fürbitte des hl. Albert zu Theil geworden war. Auf ihre Bitten verlieh der hl. Stuhl der Stadt und Diocese Messina das Privilegium, den 7. August als gebotenen Feiertag zu begehen und Welt und Ordensklerus sollten das Fest des hl. Albert ritu duplici feiern.

Kurz vorher hatte man ein großartiges Theater gebaut und es dem Heiligen geweiht durch eine feierliche Urkunde des Senates und auf Bitten der Bürger der Stadt. Heute würde es ein Unsin, ja eine Profanation sein, einem Heiligen einen Ort zu weihen, der,

um das Wenigste zu sagen, nur dazu dient, weltlichen Vergnügungen nachzugehen. Damals war es nicht so und, da das Theater vielmehr ein Ort reiner Unterhaltung war, so war es nicht mehr als recht, daß dem Heiligen, der der ganzen Stadt ein Beschützer war, auch ein Theater geweiht wurde.

### 17. Kapitel.

#### Noch andere Wunder des heiligen Albert.

Im Jahre 1496 war in Venedig ein Priester, Namens Mario, der an einem heftigen Fieber erkrankt war. Alle Medicinen der besten Aerzte, die er consultirte, konnten ihm nicht helfen und so sah er sich bald zum Stelette abgekehrt und an den Rand des Grabes gebracht. Da menschlicher Weise keine Hilfe mehr für ihn vorhanden war, so erhoffte er Beistand vom Himmel und nahm seine Zuflucht zum hl. Albert, zu dem er stets eine große Andacht getragen hatte. Er hatte von dem mit einer Reliquie des Heiligen gesegneten Wasser im Hause und bat, es ihm zu bringen. Man konnte es jedoch nicht finden und, ohne sich zu sehr zu betrüben, dachte der Kranke, auch gewöhnliches Wasser werde ihn heilen können, wenn Gott es so wolle. Daher ließ er sich ein Glas Wasser reichen und mit zum Himmel erhobenen Augen betete er: „Du weißt, o heiliger Albert, daß ich immer Dein Fest gefeiert, am Vorabende desselben gefastet und aus Andacht Dein geweihtes Wasser getrunken habe, segne jetzt dieses, ich bitte Dich, im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, auf daß es mir Heilung verschaffe!“ Dann trank er das Wasser und bald schlummerte er ein. Im Traume sah er den hl. Albert, der zu ihm sprach: „Stehe auf, mein Lieber: und gieb Gott die Ehre, der dich geheilt hat!“ Er erwachte sofort und fand die Worte des Heiligen bestätigt. Er erhob sich voll Freude und dankte dem Geber alles Guten, der ihn durch die Verdienste des hl. Albert so rasch geheilt hatte.

Die vorhergehenden Wunder sind, mit Ausnahme der vier oder fünf zuletzt erzählten, welche P. Johannes Malle Polucci im Leben

des hl. Albert erwähnt, den vatikanischen Archiven entnommen; die jetzt folgenden erzählt P. Thomas Sataceni, Doktor der Theologie, aus dem Karmeliterorden, in seinem Leben des Heiligen.

Im Jahre 1423 wüthete die Pest in Bologna und der Umgegend. Schon manche Opfer sowohl aus dem gewöhnlichen Volke, als auch aus den höheren Ständen, waren der schrecklichen Krankheit erlegen und allgemein war die Angst und der Schrecken der Bolognesen. Unter den Pestkranken war auch Bona, die Frau Bernardinos, des Sohnes des Statthalters Francesco Mulletti. Die Aerzte hatten die Kranke aufgegeben und der untröstliche Gatte nahm jetzt seine Zuflucht zum hl. Albert, zu dessen gesegnetem Trank er ein unbegrenztes Zutrauen hatte. Er wendet sich daher in heißem Gebete zu seinem heiligen Fürsprecher, giebt der halbtodten Gattin einige Tropfen des geweihten Wassers ein und gelobt zugleich, ein Bild mit dem Wunder in der Domkirche malen zu lassen, wenn er von Gott die Gesundheit seiner Gemahlin erlange. Wenige Tropfen genügte, um die Sterbende zum Leben zurückzurufen, ja um zur großen Freude der ganzen Familie die fürchterliche Krankheit vom Hause fernzuhalten.

Jedoch Bernardino wollte sein Gelübde alsbald erfüllen und schon hatte er mit dem Maler Rücksprache genommen, der das versprochene Gemälde verfertigen sollte, als er auf unerwarteten Widerstand stieß. Bischof von Bologna war damals der Karthäuser Nikolaus Albergati, der später zum Kardinal ernannt und nachher sogar in die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde. Gott erlaubte in seiner Weisheit, daß dieser die erbetene Erlaubniß verweigerte und, trotz der Bitten Bernardinos und anderer glaubwürdigen Zeugen des Wunders, beharrte er auf seiner Weigerung. Doch in der folgenden Nacht sah er den hl. Albert, der vorwurfsvoll seine Hartnäckigkeit rügte. Darüber ward er so erschrocken, daß er von einem schweren Fieber befallen wurde. Am nächsten Morgen ließ er sogleich Bernardino rufen, um ihm die gewünschte Erlaubniß zu ertheilen; er leistete dem Heiligen Abbitte und

trank in Andacht etwas mit einer Reliquie des Heiligen geweihtes Wasser, welches sofort sein Fieber heilte. Um dem Heiligen seine Dankbarkeit zu bezeigen, verordnete der fromme Bischof, daß das Officium des hl. Albert in seiner Kathedrale gefeiert werden solle.

Elf Jahre darauf geschah in derselben Stadt Bologna ein anderes Wunder. Flora Mezzabadi, die Tochter angesehenen Eltern, wurde von einem bössartigen Fieber ergriffen, sodaß die Aerzte verzweifelten, sie am Leben zu erhalten. Die Eltern baten daher den hl. Albert, den sie immer hoch verehrt hatten, um die Genesung ihres Kindes und gelobten zum Dank ein Bild des Heiligen aus Wachs machen und öffentlich ausstellen zu lassen und in kurzer Zeit war die Kranke hergestellt.

Wie viele Städte Italiens, so wurde auch Bologna wieder im Jahre 1449 von der schrecklichen Pest heimgesucht. Die Frau eines gewissen dei Bruni wurde auch von der verhängnißvollen Krankheit ergriffen; diese wandte sich voll Vertrauen zum hl. Albert und, zum unbeschreiblichen Troste der ganzen Familie, erhielt sie die gewünschte Gesundheit wieder.

Johann de Poetis, ein bolognesischer Bürger und Doktor der Rechte, war während eines Jahres mit Fieber befaßt. Auch die sorgfältigste Pflege und die nach menschlichem Ermeßen besten Mittel konnten ihm nicht helfen und täglich verschlimmerte sich sein Befinden. Da hörte er von den Wundern, die auf die Fürbitte unseres Heiligen geschahen und alsbald nahm er zu ihm seine Zuflucht. Er flehte zu ihm mit gläubigem Vertrauen und vollkommener Ergebung in den Willen Gottes; und die Gnade der Genesung ließ wirklich nicht lange auf sich warten.

Jakob Martelli litt an einem Geschwür, das ihn zur Arbeit unfähig machte; ein stinkender Eiter floß aus der Wunde, der selbst den Aerzten allen Muth benahm, sich seinem Lager zu nahen. Alle hatten ihn verlassen, nur sein treues Weib hegte und pflegte ihn; er flehte deshalb zum Herrn, er möchte ihn, durch die großen Verdienste des hl. Albert, aus solcher Noth befreien und, nachdem Gott seine Geduld

erprobt hatte, gab er ihm bald darauf seine frühere Gesundheit zurück.

Folgende Begebenheit wurde von Johannes, einem Zimmermann zu Ravenua, eidlich bekräftigt. Im Jahre 1436 starb sein einziges Kind Sebastian, nach einer schweren Krankheit. Sein und der Mutter Schmerz war überaus groß und Weinen und Wehklagen erfüllte das Haus. Mitten in ihrem Wehklagen richteten sie ihr Herz zum Himmel und flehten zum hl. Albert, Erbarmen mit ihnen zu haben und seine mächtige Fürbitte bei Gott für sie einzulegen. Und siehe! Der Knabe, dessen schon steifer Leichnam vor ihnen gelegen, fing an von neuem zu athmen; er öffnete die Augen und bald stimmte er sogar in das Lob und die Danksgungen ein, die seine Eltern dem hl. Albert darbrachten, da er ihnen das Beste gegeben hatte, was sie in diesem Leben verlangen konnten.

Der genannte Pater Saraceni sagt, daß er das Folgende aus dem Munde des Bischofs von Castro, Lorenzo Celsi, selbst gehört habe. Als dieser Prälat von Viterbo war, besuchten zwei Ordensbrüder, die gekommen waren, die Gräber der Apostelfürsten in Rom zu verehren, auch das Kloster der Karmeliten zu Viterbo. Sie kamen aus fernen Landen, jenseits der Alpen. Nachdem sie alles Sehenswürdige in dieser Kirche betrachtet hatten, knieeten sie, wie es schien, in innigem Gebete, vor dem Altare des hl. Albert, auf welchem eine größere Reliquie des Heiligen zur Verehrung aufgesetzt war. Da sie sich aber unbemerkt sahen, nahmen sie dieselbe aus ihrem Kasten und, froh über das Gelingen ihres frommen Diebstahls, begaben sie sich auf den Weg in ihre Heimath, ohne daß das Fehlen des kostbaren Schatzes in Viterbo bemerkt worden wäre. Die Mönche reisten in großer Hast den ganzen Tag; als sie sich jedoch am Abend in sicherer Entfernung von der Stadt glaubten, fanden sie, daß sie den ganzen Tag umsonst gewandert waren und sich wieder vor den Mauern der Stadt Viterbo befanden. Am nächsten Tag machten sie sich wieder auf den Weg; bei Sonnenuntergang zogen sie aber müde und ermattet wieder in Viterbo ein. Jetzt begannen sich jedoch Gelehrte bei ihnen zu regen, aber dennoch

sahen sie die Hand Gottes in dieser Begebenheit nicht. Die Sonne des dritten Tages war noch nicht aufgegangen, als die diebischen Mönche sich wieder auf den Weg machten, um hartnädig das heilige Gebein in ihr Land zu verbringen. Beim Anbruch der Nacht sahen sie jedoch, daß sie nicht weiter gekommen sind, als an den zwei vorhergehenden Tagen. Jetzt sahen sie ein, daß es eine Thorheit sei, sich dem Willen Gottes zu widersetzen, der wollte, daß die Reliquie des Heiligen an ihrem Plage bliebe. Beschämt gingen sie zum Erzpriester von Montefiascone, erzählten ihm das Geschehene und übergaben ihm die Reliquie, mit der Bitte, sie dem Schatz des Karmeliterklosters in Viterbo zurückzustellen. Dann zogen sie fort und konnten jetzt ohne Hinderniß in ihr Vaterland zurückkehren. Der Erzpriester übergab am folgenden Morgen das heilige Gebein dem Bischof Celsi, der es dann den Karmeliten zustellte, denen der kostbare Schatz durch das wunderbare Ereigniß noch verehrungswürdiger geworden war. Diese Sache erzählte sich um und trug viel dazu bei, die Andacht zum hl. Albert zu vermehren.

Vater Daniel von der Jungfrau Maria erzählt in seinem Leben des hl. Albert folgende Begebenheit, die sich im Jahre 1658, am 8. Januar, zu Lüttich, in Belgien, zugetragen hat. Ein Mädchen von fünfundswanzig Jahren litt schon drei Jahre an einem schrecklichen Geschwür an der Leber, das ihr unausstehliche Schmerzen verursachte. Sie erbrach einen stinkenden Eiter in großer Menge und ein fortwährendes Stechen in der rechten Seite erlaubte ihr keine Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht. Die hartnäckige Krankheit spottete der Kunst der Medicin. Da sie sich so aller Hilfe und Hoffnung beraubt sah, faßte sie den Entschluß, zum hl. Albert ihre Zuflucht zu nehmen und voll Vertrauen zu ihm, machte sie das Gelübde, während neun Tage das mit seiner Reliquie geweihte Wasser zu trinken. Am ersten Tage der Novene trank sie etwa ein halbes Gläschen von dem heiligen Wasser und, siehe da! Die Jungfrau fühlt sich gänzlich umgewandelt; der Schmerz in der Seite verschwindet; die Symptome der Krankheit kehren nicht

wieder; sie kann wieder sowohl flüssige als feste Nahrung zu sich nehmen. In der folgenden Nacht schläft sie ganz gesund, indem sie sogar auf der kranken Seite liegt. Am zweiten Tage der Novene steht sie auf, geht umher und verrichtet alle häuslichen Arbeiten. Sie selbst erklärte, niemals so wohl gewesen zu sein, als nach ihrer wunderbaren Heilung. Man kann sich denken, wie ihre Lippen jetzt von Dank und Lobpreisung ihres Wohlthäters, des hl. Albert, überfließen und an den noch übrigen Tagen der Novene waren es nicht mehr Bitt-, sondern Dankgebete, die sie zum Himmel empor sandte, um Gott zu preisen, der ihr durch die Verdienste des hl. Albert so unerwartet rasch geholfen hatte.

Vom Jahre 1600 an geschahen in Sarra-gossa, in Spanien, viele Wunder von Blinden, Fieberkranken und andern Leidenden und 1609 wurden daselbst in der Karmelitenkirche an einem Tage vierzehn Wunder verkundet, deren Authenticität geprüft worden war und außer Zweifel stand. —

Einem gewissen Hippolito aus Trapani in Sicilien war eine größere Summe Geldes abhanden gekommen. Ein Nachbar, ein armer Mann, hatte sie gestohlen und im nahen Walde vergraben. Durch die Fürbitte des hl. Albert hoffte er den Schatz wieder zu erlangen und gelobte dafür dem Heiligen eine Statue aus reinem Silber. Als er am andern Tage zu einem Geschäft ausreiten wollte, scheute plötzlich sein Pferd, welches in gestrecktem Galoppe dem Walde zulief, wo es stehen blieb und mit seinen Hufen den Boden aufscharrte, bis es den vergrabenen Schatz bloßgelegt hatte. Dem Diebe vergab Hippolito edelmüthig und eingedenk seines Gelübdes schenkte er der Karmelitenkirche eine silberne Statue des hl. Albert.

Im Jahre 1671 hatte eine Frau, Anna Franciska Jagot, in Valenciennes, in Frankreich, ein künstlerisch gearbeitetes, goldenes Kreuz verloren. Weinend kommt sie ins Karmelitenkloster zum P. Philippus von der Heimsuchung, der diese Begebenheit erzählt, und auf dessen Rath empfiehlt sie die Sache dem hl. Albert. In dieser Meinung läßt sie am folgenden Morgen eine heilige Messe lesen

und am Heimwege läuft ihr ein Hund entgegen, der das vermisste Kreuz im Mault trägt und ihr überreicht.

### Schl u ß.

„Die Thaten Gottes kund zu machen und zu preisen, ist ehrenvoll.“ (Job. 12, 7.) Dieses Wort der heiligen Schrift hat wohl den ersten Anstoß gegeben, das Leben und die Wunder des hl. Albert zu beschreiben. Denn in den Großthaten und Wundern, welche durch die Verdienste und auf die Fürbitte der Heiligen geschehen, bekundet sich die Allmacht und Güte Gottes, der allein dafür zu loben und zu preisen ist. Des andern soll diese Erzählung den Zweck haben, in jedem Hülfbedürftigen das Vertrauen auf die Verdienste des hl. Albert zu wecken und sie zu eifrigem und beharrlichem Gebete anzueifern. Wir haben gesehen, wie gerade durch das sogenannte Albertuswasser häufig wunderbare Heilungen geschehen sind. Um den Bericht dieser Wunder nicht allzu weitläufig zu machen, haben wir nur solche Ereignisse aus alter Zeit erwähnt, die entweder von der heiligen Kirche approbirt oder doch von frommen glaubwürdigen Schriftstellern als bekannte Thatfachen angeführt worden sind. Wir könnten noch viele solcher Gebetserhörungen auch aus unserer Zeit erzählen, denn der Arm Gottes ist nicht verkürzt und jeder, der in gläubigem Vertrauen zu ihm fleht, wird Trost und Rettung bei ihm finden,

besonders wenn er einen mächtigen Fürsprecher, wie den hl. Albert, zum Vermittler nimmt. Auch in Amerika besitzen die Karmeliten Reliquien dieses Heiligen und unter seiner Anrufung wird damit Wasser gesegnet in den Kirchen der Karmeliten zu Pittsburg, Pa. und zu Falls River, Ont. und beim frommgläubigen Volke hat der Gebrauch desselben schon manchem die Genesung in auffallender Weise bewirkt.

Alles, was jedoch in dieser Lebensbeschreibung gesagt worden ist, unterwerfen wir rückhaltslos dem Urtheile der heiligen Kirche und für alles, worüber sich die heilige Kirche nicht ausgesprochen hat, beanspruchen wir nicht mehr als rein menschliche Glaubwürdigkeit, denn solche wunderbare Begebenheiten sind keine Glaubenssätze und man ist gar nicht unter Sünde verpflichtet, ihnen Glauben beizumessen, obschon es manchmal sehr vermessen wäre, sie zu bestreiten. Wir wollen nichts als Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes erklären, was nicht die heilige Kirche als solches erklärt hat. Mit einem Worte, wir unterwerfen uns ohne jeden Vorbehalt dem Dekrete Papst Urban VIII. Aus den angeführten wunderbaren Ereignissen soll jeder Leser Muth und Vertrauen und neuen Eifer schöpfen, um in den eigenen und fremden Anliegen die Fürbitte des hl. Albert anzuflehen und bei der Erhörung seiner Bitten soll er sich freuen über den, der da Großes thut, dessen Name mächtig und heilig, der göttig und barmherzig ist.

Nicht bloß in geistlichen Nöthen, sondern auch in leiblichen bewährt sich die Mutterliebe Mariens; denn kein Gebrechen bleibt einer guten Mutter gleichgiltig oder unbemerkt, auch das geringste nicht. Da uns nun Gott Maria zur Mutter gegeben, muß nicht auch die Liebe Mariens für jedes wahre zeitliche Bedürfniß ihrer Kinder ganz Auge, ganz Ohr, ganz Herz sein und überall ihre hilfreiche Hand bieten?

Der heil. Franz v. Sales schreibt: „Ich verehere und liebe mit besonderer Liebe die hoch-

gebenedeite Jungfrau Maria, die als Mutter unseres höchsten Bruders unsere wahre Mutter ist. Zu ihr sollen wir unsere Zuflucht nehmen und bei jeder Gelegenheit, wie ihre Kindlein mit vollkommenen Vertrauen zu ihren Schooß eilen; flehen wir oft zu dieser süßen Mutter, rufen wir ihre mütterliche Liebe an, suchen wir ihre erhabenen Tugenden nachzuahmen und hegen wir ein wahrhaft kindliches Gefühl gegen sie in unserem Herzen, so schreibt Franz von Sales und ruft dann aus: „Wer Maria nicht ehrt, ist des Namens eines Christen gar nicht werth.“

## Ein edles Herz.

Elisabeth Heltreich war im Hause der verwitweten Baronin Radleis seit Jahren in Diensten. Sie stellte in ihrer Person eine Menge von Diensthöten dar, war Hausmädchen, Köchin, Zofe, Schaffnerin u. s. w. Ohne Elisabeth kam in dem Hause der Baronin nichts zustande. Denn diese selber verstand davon gar nichts, und ihre einzige Tochter Hella ebensowenig.

Sie hatten gute Tage gesehen, die beiden Edel Frauen. Baron von Radleis hatte eine glänzende Staatsstelle bekleidet und große Einkünfte davon bezogen. Leider verlor er aber durch Theilnahme an freiheitlichen Bestrebungen sein Amt und sein Gehalt: er war vom Staate abgesetzt worden und erhielt nicht einmal eine Pension. Grollend hatte sich der sonst sehr edel denkende Mann nach solchen bitteren Erlebnissen ins Privatleben zurückgezogen und war bald darauf einem Schlagflusse erlegen.

Baronin und Baronesse von Radleis waren seit jener Zeit auf sich allein angewiesen, und es wäre ihnen schlecht ergangen, wenn ihnen Elisabeth Heltreich nicht zur Seite gestanden hätte. Die beiden Damen hatten keine Ahnung von den Kosten, die selbst ein recht bescheidener Haushalt verursacht, und merkten deshalb auch nicht, daß ihre geringen Ersparnisse in Kürze immer mehr zusammengeschmolzen und zuletzt ganz aufgebraucht waren; sie sahen nicht einmal, wie Elisabeth kargte und sparte mit ihren Ausgaben, wie sie oft stundenlang in der Großstadt, in der sie wohnten, herum lief, nur um möglichst billige Einkäufe zu machen. Sie waren gewohnt, alles eßbereit auf dem Tische vorzufinden und sich über das Woher und Wie keine Rechenschaft zu geben.

Indessen wurde Elisabeths Lage immer schwieriger; es war Winter geworden, und die Anschaffung von Holz und Kohlen hatte den letzten Rest der Barschaft der Baronin aufgezehrt. Was nun? Elisabeth saß in der Küche, das runzelige, gutmütige Gesicht ruhte in den beiden Händen.

„Gott, wie wird das enden?“ tönte es in leisem Selbstgespräche von ihren Lippen. Keine Vorräthe mehr, kein Geld und kein Kredit!“

„Ich werde doch wohl meine beiden Damen von unserer Nothlage verständigen müssen.“

Wieder tiefe Stille in der Küche, die nur von den raschen, schweren Athemzügen des Diensthöten unterbrochen wurden.

„Nein, nein,“ setzte Elisabeth nach wenigen Minuten ihr Alleingespräch fort, „ich darf es den Gnädigen nicht sagen. Sie haben so wieso schon Leid und Kreuz genug, und sollen sich das Dasein nicht auch noch durch Nahrungsorgen verkümmern.“ Nachdem sie noch lange sinnend am Herde gesessen und überlegt hatte, was zu thun sei, um die herannahende Armuth von ihren Damen fernzuhalten, leuchtete es plötzlich wie Sonnenschein über ihre Züge.

„Ich hab's,“ murmelte sie, ich hab's! Morgen gehe ich zu unserem guten Herrn Pfarrer und bitte ihn, für die beiden Damen um eine Gnadenpension bei Hofe nachzusehen, die ihnen ja eigentlich für die langen und treuen Dienste des seligen Herrn Barons auch zukommt. Für die Zeit aber, bis die Pension bezahlt wird, dürften meine Sparskruzer wohl reichen.“

Und mit freudigem Antlitze trat die alte treue Dienerin ins Zimmer zu ihren Herrinnen und fragte, was sie zum Abendbrot holen soll. Nachdem die Edel Damen ihre Wünsche geäußert, schlich sie still in ihr Schlafkammerlein, kramte aus ihrer Holzkiste ein Tuch heraus, in dem ihr Sparskassenbuch eingewickelt lag, und sagte:

„Ja, ja, Elisabeth, so mußt du es machen! in früheren Zeiten, als die Tage noch gut waren in unserem Hause, hast du dir manchen blanken Thaler gespart, und deine Herrschaft war stets von reinster Güte gegen dich, und deshalb mußt du auch jetzt in der Zeit der Noth dich der Verlassenen annehmen. Aber wissen dürfen sie nichts von meinem Thun, die beiden. Es wäre ja schmerzlich für meine armen Gnä-

digen, wenn sie auch nur ahnten, daß sie mein Brot äßen.“

Es trat eine kleine Pause ein, während welcher Elisabeth ihr Sparbuch durchblätterte.

„Es wird eine Zeitlang reichen,“ meinte sie und legte das Buch vorsichtig in das mitgebrachte Körbchen. „Nun fort zum Notar und die Sache gut und klug angefangen, damit die Gnädigen nichts merken.“

Beim Notar angekommen, legte das gute Wesen kurz die Ursache ihres Kummers dar und bat, das Geld einzulösen und unter irgend einem schicklichen Vorwande an die Damen von Rackleis zu senden.

„Es muß den Anschein haben, als sei das Geld Eigenthum der Baronin, Herr Notar,“ bat Elisabeth.

„Schon gut, schon gut,“ erwiderte dieser, und Elisabeth dünkte es, als ob die rauhe und geschäftsmäßige Stimme des Juristen leise bebte. Auch fiel es ihr auf, daß er ihr beim Weggehen die Hand reichte und warmherzig meinte:

„Sie sind eine treue, brave Dienerin, Elisabeth.“

Am nächsten Morgen kam ein großer Brief mit vier dicken Siegeln bei der Baronin von Rackleis an, und Elisabeth trug denselben strahlenden Auges zu der Herrin, um bald darauf ihr eigenes Geld als Wirthschaftsgeld von den Damen wieder in Empfang zu nehmen.

Nun war vorerst alles wieder gut.

Am selben Tage ging das Dienstmädchen sodann zu dem Ortspfarrer und theilte ihm ihre Noth und ihren Plan bezüglich der Eingabe an die Regierung um eine Gnadenwitwenpension für die Baronin von Rackleis mit.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis im Silberhaar, ging gerne auf ihren Vorschlag ein und setzte ohne Vorwissen der Damen von Rackleis noch selbigen Tages eine Bittschrift an die Landesregierung auf, in der er die Nothlage der Wittve desjenigen schilderte, der ehemals dem Staate so große Dienste gethan und doch nur aus politischen Rücksichten aus dem Amte entfernt worden sei, und um Unterstützung der-

selben ersuchte. Dies wurde denn auch gewährt. Einen Monat danach kam aus der Landeshauptstadt ein großer Brief im Hause der Baronin von Rackleis an.

Elisabeth trug denselben hochschlagenden Herzens der Herrin zu; allein sie war kaum aus der Thür verschwunden, als sie die alte Baronin jubelnd rufen hörte:

„Endlich, endlich! Gott sei Lob und Dank! Die Regierung hat denn doch eingesehen, wie Unrecht sie uns gethan! Sie bewilligt schon für das laufende Vierteljahr meine Wittwenpension — nun ist alles wieder gut!“

Draußen aber sank die eigentliche Urheberin dieser glücklichen Wendung in der. Geschichte der Baronin von Rackleis auf die Kniee und dankte in heißem Gebete dem Lenker der Menschenschicksale für die gute Botschaft aus der Landeshauptstadt. — — —

Jahre sind verflossen. Die treue Dienerin Elisabeth Helterich ruht schon lange aus von ihren Erdenmühsalen im Grabe; sie war nur wenige Wochen vor der Baronin von Rackleis gestorben und von derselben immer in höchsten Ehren gehalten worden.

Niemand als der Notar wußte von Elisabeths That. Die Welt und besonders die Verwandten der treuen Dienerin wunderten sich nur, warum das bescheidene Dienstmädchen, das nie den geringsten Aufwand im Leben gemacht, keine Baarmittel hinterlassen habe.

Wir kennen die Ursache davon und sehen, daß hoher Seelenadel und Edelmuth nicht an Stand und Würde gebunden ist, sondern des öfteren in sehr bescheidenem Kleide sich verbirgt.

---

Wie spricht du umsonst den Namen Maria aus, sagt der heil. Bernhard, denn sie antwortet dir jedesmal mit einer Gnade. Ihre Stimme durchdringt die Himmel und gleicht dem Stabe Moses, der dem Felsen Wasser entlockte. Wenn sie redet, öffnet sich aus den Woiken eine Gnadenquelle und wären sie verschlossen wie Felsenstein.

# Die Naturwunder Arizona's.

Von Dr. Gustav Brühl. (Cincinnati.)

## II.

### Die natürliche Brücke.

Außer mit der „Großen Schlucht des Colorado“ kann sich Arizona mit zwei andern unübertroffenen Naturwundern brüsten, „der natürlichen Brücke“ über den Pine Creek im nordwestlichen Winkel des Tonto-Basins und dem bequemer zu erreichenden „versteiner-ten Walde“ in Apache-County. Von Ash Fork, einer Station der atlantisch-pacifischen Eisenbahn, führt eine Seitenbahn durch male-riische Landschaft nach Prescott, der frühern Hauptstadt des Territoriums, und von dort eine wegsame Fahrstraße über Camp Verde nach Pine, einer unbedeutenden Mormonen-Ansiedlung am gleichnamigen Bache. Von hier beträgt die Entfernung bis zur Brücke zwar nur fünf Meilen, desto rauher und schlim-mer aber ist der dorthin führende Fußsteig über tannenbewachsene Hügel und lavabedektes Hochland. Ohne vorherige Andeutung sieht man sich plötzlich vor einer tiefen Schlucht, die das letztere durchschneidet. Einerseits von zer-klüfteten Granitwänden, andererseits von stei-len bewaldeten Kalksteinfelsen eingeschlossen, erweitert sie sich auf eine kurze Strecke zu ei-nem breiten Thalkessel, in dem zwischen Obst-gärten, Mais- und Alfalsafeldern ein reben-umlaubtes Farmhaus nistet. Der Niedersteig in die liebliche Dase durch Chaparral und Kak-tusstauden ist ziemlich beschwerlich, doch freund-lich empfängt der grauhaarige Eigenthümer den unerwarteten Besucher und ist gerne bereit, ihm die merkwürdige Felsbrücke zu zeigen. Nachdem er ihn mit einem kühlen Trunke aus der nahen Felsenquelle erquickt, führt er ihn durch Felder und Nebengelände zum Obstgar-ten. Vergebens schaut man sich nach dem Na-turwunder um. Bald jedoch wird die Neu-gierde befriedigt.

Ein Duzend Schritte entfernt gähnt eine tiefe Kluft. Unten schäumt ein feder Gies-

bach, der am Ende des Thalkessels zwischen dem düstern Felsgewirz verschwindet. An ei-nem Zackigen Vorsprung führt ein mühsamer Pfad in den Schlund hinab. Dort wird man mit Staunen gewahr, daß der felsige Unter-grund des Obstgartens das Brückengewölbe bildet. Sowohl der flußabwärts gefehrte wie auch der obere nördliche Rand sind halbmond-förmig ausgebrochen und liegen an die 200 Fuß über dem Meeresspiegel. Ebenso groß erscheint auch die Spannung der Brücke, doch erweist sich dieselbe bei genauerer Untersuchung um mehr als das Doppelte. Klimmt man nämlich an der Westwand auf eine vorsprin-gende Felsbank hinauf, so bemerkt man, daß sich das Gewölbe noch über 100 Schritt rück-wärts erstreckt. Unterhalb der Brücke hat der Wildbach ein tiefes weites Becken in den Fel-sen gegraben, in das er aus einer Höhe von etwa 30 Fuß hinabstürzt. Der Nordbogen ist zwar kleiner aber gezackter als der südliche und die Widerlager phantastisch zerklüftet. Wände und Decke sind mit weißen Tropfstei-nen verziert. Die Länge der Brücke läßt sich hier auf 600 Fuß abschätzen.

Stromaufwärts ist die wildmalerische Schlucht mit mäßigen Quadrern bedeckt, zwi-schen denen Kaktusstauden, Epheu und einzelne Sycomorenbäume emporsprießen. Das 1500 Fuß hohe Westufer ist ein Wirrsal von hohen Granitklippen, während das schroffe östliche der Kalksteinformation angehört. Es kann daher nicht befremden, daß das letztere mit vie-len verküsterungsreichen Höhlen labyrinthig durchzogen ist. Aus mehreren derselben rieseln kleine Minnsale hervor, die alles, was in ihren Bereich kommt, verkrusten, ein Beweis für ihre Reichhaltigkeit an kiesel-sauren Kalk-salzen. Stellenweise lassen sich an der moos-bedekten Wänden des Canons ver-schiedene Stufen der Verkieselung wahrnehmen. Unter der äußeren frischen Moos-schicht entbedt man nämlich eine zweite mit dünner Silicatkruste

überzogene und darunter ein gänzlich vertieftete, die noch deutlich bei jenem kryptogamischen Gewächse eigenartigen Zellenbau zeigt. Ein noch interessanteres Schauspiel gewährt eine am Fuße der Felswand aufragende Zeder, die von einer höher gelegenen Quelle berieselt wird. Wo immer sie vom Wasserstaube benetzt wird, ist sie in harte Steinmasse verwandelt, während die fernabstehenden unberührten Zweige die Holzstruktur bewahrt haben.

Daß das Naturwunder der Erosion seine Entstehung verdankt, ist einleuchtend, aber ebenso einleuchtend ist es, daß die obere, die Brücke bildende Kalksteinschicht als die härtere unberührt blieb, während die untere weichere früher und rascher den nagenden Kräften erlag. Uebrigens scheint die Arbeit durch die den Kalkgebirgen eigenthümliche Neigung zu Höhlenbildungen in diesem Falle erleichtert worden zu sein, denn die untere Fläche des Brückengewölbes beut untrüglige Zeichen von der Existenz einer solchen, so daß nur die Verwitterung der Endwände benötigt war.

### III.

#### Der versteinerte Wald.

Eine andere Naturmerkwürdigkeit Arizonas ist der versteinerte Wald in Apache County, der ein Gebiet von Hunderten von Quadratmeilen einnimmt, und sich in einzelnen Strichen bis zu den Mosquifäden und jenseits des San Francisco-Gebirges erstreckt. Bei meiner Rückkehr vom „Großen Canon“ versicherte mir ein Farmer, den ich in Cedar Ranch, halbwegs zwischen Flagstaff und Hance's Trail, traf, daß auf seinem in der Nähe gelegenen Gute versteinerte Baumstämme und Buchstücke massenhaft vorkämen. Das Hauptlager scheint jedoch zwischen Billings und Holbrook zu liegen, zwei Stationen an der A. P. Eisenbahn. Auch sind dies die geeignetsten Punkte zum Besuche des Waldes, besonders der letztere, da Wagen und Pferde im dortigen Leihstalle stets zur Verfügung stehen und der schönste und interessanteste Theil, der den Namen „Chalcedon Park“ führt, von dort erreicht wird.

Gewaltige Stämme, oft 100 bis 150 Fuß

lang und 3 bis 5 Fuß im Durchmesser bedecken, kreuz und quer über einander liegend oder theilweise noch aufrechtstehend, das weite öde Gefild. Einer dieser Baumriesen, der gänzlich in Achat und Zaspis verwandelt ist, überspannt ein 50 bis 60 Fuß breites ausgetrocknetes Flussbett als natürliche Brücke. Eine große Anzahl der Stämme ist zerbrochen und zersplittert, aber auffallend ist, daß die Bruchflächen stets horizontal und eben sind. Alle sind in vollständige Kieselmassen umgewandelt, lassen aber unter der Loupe noch den faserigen Zellenbau der Coniferen und baumartigen Farren erkennen, die hier vor Jahrtausenden den stolzen Urwald bildeten. Je nachdem ihnen Eisen, Mangan oder andere Mineralien beigemischt sind, erscheinen sie als Chalcedon, Achat, Zaspis, Amethyst oder Topas. Kein Bruchstück aber zeigt bloß eine Farbe oder Quarzart, meist sind sie aus mehreren zusammengesetzt, weßhalb die Durchschnittsflächen ein marmorirtes Aussehen von unbeschreiblicher Schönheit gewähren. Jeder Besucher der „Weißen Stadt“ wird gewiß die dort ausgestellten Stücke aus jenem Park, welche in häusliche Gegenstände und allerhand Schmucksachen künstlich umgewandelt waren, wegen ihres kaleidoskopischen Farbenspiels und Figurenreichtums bewundern haben.

Für die Schwierigkeit der Bearbeitung und die Härte des umgewandelten Holzes zeugt die Thatsache, daß eine 6 Zoll breite Stahläge unter Mitgebrauch von Diamantstaub beim Durchschneiden eines Stammes von 34 Zoll Durchmesser zu einem halbölligen Blatte geschmälert wurde. Wegen dieser Härte lieferte der Edelstein-Wald den Indianern das erwünschteste Material für die Verfertigung ihrer Waffen und schneidenden Werkzeuge. In weiter Entfernung trifft man noch derartige Geräthe die dieser Fundstätte zweifelsohne entstammen und vermuthlich durch Tauschhandel weiter gewandert waren.

Wie kann man sich das sonderbare Phänomen erklären? Erlöschene Krater und versteinerte Lavaströme erinnern an eine gewaltige vulkanische Thätigkeit in vormaligen Zeiten auf dem ausgedehnten Hochlande. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Urwald durch eine plötzliche Katastrophe gefällt und mit vulkanischer Asche bedeckt wurde. Kieselsäurehaltige Wasser, vielleicht von unterirdischen Geisern ausgepiesen, durchtränkten das Holz und ersetzten die verwesenden Fasern mit winzigen Quarztheilchen. Für die Farben sorgten die metallischen Beimengungen.

## Die Frage nach dem Namen.

**E**in frommer Pfarrer berichtete aus seinem Leben ein rührendes Ereigniß. Er erzählte:

Als junger Mensch hatte ich infolge meiner Heißblütigkeit, die wohl die Säfte im Körper hastiger umtreiben und verzehren mochte, als es bei anderen Menschenkindern der Fall ist, eine krankhafte Anlage zum Heißhunger. Ich durfte nie eine Wanderung zu Fuß unternehmen, ohne etwas Brod zu mir zu stecken, um mir — beim Eintreten der Erschöpfung — die Kräfte wieder aufzufrischen zu können: denn es ist wohl bekannt, daß in solchen Fällen ein einziger Bissen Brod, zur rechten Zeit genossen, die Gefahr sofort zu beseitigen vermag. Die Gefahr selber aber ist eine große, und ich kenne nichts Entsetzlicheres, als die Empfindung des plötzlich ausbrechenden Heißhungers.

Nun war ich eines Tages von D. aus nach der Universitätsstadt gegangen, um mir zu Zwecken des Examins noch einige Bücher zu holen, hatte in der Stadt verschiedene Freunde besucht, dies und das besorgt, und darüber vergaß ich, als ich gegen Abend den Rückweg antrat, gänzlich die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel.

Der Weg von der Stadt nach dem Dorfe, wo meine Eltern wohnten, ist zwar nicht allzulang. Ein gesunder, kräftiger Mensch kann ihn ohne Schwierigkeit in 3 Stunden, im Sommer auch noch in kürzerer Frist zurücklegen. Es war Winter. Der Weg war ziemlich hoch mit Schnee bedeckt, dessen Kruste so angefroren war, daß sie dem Tritt des Wanderers nur halben Widerstand entgegensezte und den Fuß in der Regel einsinken ließ. Ein solcher Weg erschwert bekanntlich das Gehen ungemein. Da noch überdies der Wind mir ins Gesicht wehte und wiederholt den Mantel zurückwarf, so wurden mir die Bücher, die ich bei mir trug, bald genug zur Last. Ich hatte noch nicht die Hälfte des Weges hinter mir, da brach mir der Angstschweiß aus allen Gliedern, und ich fühlte an Zunge und Gaumen die Trockenheit, die ich nur zu gut als Zeichen des nahenden Heißhungers kannte. Ich suchte in allen mei-

nen Taschen und bemerkte zu meinem Schrecken, daß ich nichts bei mir hatte, um der Gefahr vorzubeugen. Ein Wirthshaus gab es auf dem Wege nicht. Ich ging langsamer, aber mit jedem Schritt nahm die Mattigkeit zu, ein furchtbarer Durst stellte sich ein, ein Brennen und Kneipen der entsetzlichsten Art durchwühlte meine Eingeweide, mein Gehirn glühte fieberhaft, der Blick stirrte unsicher schwindelnd, und ohnmächtig sank ich endlich auf den Schnee hin.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß ich auf einem steinernen Brückengeländer am Chausseeegraben, unter mir eine zusammengeslagene wollene Pferdebedecke, und vor mir, halb über mich gebeugt, stand eine kräftige, berbe Fuhrmannsgestalt, welche mit väterlichem Wohlwollen auf mich blickte.

„Wird's besser?“ fragte er mich, als ich ihn anschaute. „Der Heißhunger hat Euch gekriegt; ja, ja, ich kenne das. Hier nehmt noch einen Bissen Brod und dann einen guten Schluck aus der da; das wird's thun!“

Dabei hielt er mir die Flasche hin, ließ mich trinken, fühlte mir Stirn und Wange an, bot mir noch mehr Brod und war froh, als ich mich endlich erhob und wieder Kraft zum Stehen und Gehen zeigte. —

Wie mechanisch griff ich in die Tasche und holte ein Geldstück heraus, um es dem prächtigen Manne, ohne den ich wohl eine Beute des Todes gewesen wäre, in die Hand zu drücken.

„Was“, sagte er fast barsch, „Geld für einen Dienst, den jeder Christ um Jesu Christi willen seinem Mitmenschen schuldig ist? Nichts da!“

Beschämt erwiderte ich: „Aber dann nennt mir doch wenigstens Euren Namen, damit ich weiß, wem ich die Rettung meines Lebens zu danken habe.“

Und was antwortete der schlichte Fuhrmann? „Junger Mann“, sagte er, „wißt Ihr denn etwa, was für einen Namen der Barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat?“

Dabei schüttelte er mir die Hand, nahm seine Pferdebedecke und ging zum Wagen, um weiter zu fahren, als wenn nichts vorgefallen wäre.

# Eine alte, jetzt noch zeitgemäße kirchenmusikalische Rede.

Mitgetheilt von L. B.



Im Jahre 1867 hielt vor der 18. Generalversammlung der deutschen Katholiken in Innsbruck „mit der Gluth der Ueberzeugung und des Schmerzes“ Witt, damals noch wenig bekannt, eine mit großem Beifall aufgenommene Rede. Prägnanz, Volksthümlichkeit, Kraft, Anschaulichkeit, Wärme und Originalität des Ausdrucks zeichnet sie aus. Sie trägt den echten Witt'schen Stempel und hat trotz ihrer 32 Jahre an Interesse und Aktualität keineswegs eingebüßt. Auch jetzt gilt noch vielerorts was der Redner nachträglich bemerkte: „Ich hatte vorher zu Freunden geäußert: Man kümmert sich bei uns so wenig um die Beschaffenheit der Kirchenmusik, und hält sie für so unwichtig, daß viele sich wundern werden, wie es einer vor einer solchen Versammlung wagen könne, sie für wichtig zu erklären und Theilnahme für dieselbe zu fordern. Daß sehr viele mit mir einverstanden waren, davon erhielt ich deutliche Beweise; daß aber auch vielen das Gesagte ganz unerhört klang, ist ebenfalls gewiß.“ Witt's charakteristischer Vortrag sei hier ungekürzt abgedruckt:

Hochwürdigste Herren Bischöfe, hochansehnliche Versammlung!

Ein Zweig des kirchlichen Lebens ist auf den bisherigen Generalversammlungen der katholischen Vereine in den öffentlichen Versammlungen unbesprochen geblieben, der doch von großer Wichtigkeit ist, die katholische Kirchenmusik. Der belgische Katholikencongress dagegen hat die Kirchenmusik nicht bloß in Erörterung gezogen, er hat auch einen permanenten Ausschuß niedergesetzt, der die ganze kirchliche Gesetzgebung in diesem Punkte — in einem eigenen Werke niedergelegt hat und für die Aufrechthaltung und praktische Durchführung dieser kirchlichen Gesetzgebung auf jede Weise thätig ist. Gestatten Sie daher auch mir, zum erstenmal Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Zweig des kirchlichen

Lebens hinzuwenden, der dieselbe so sehr verdient. Vielleicht mag ich Ihnen Interesse dafür einflößen, und dann ist mein ganzer Zweck erreicht. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie von Kontrapunkt und Harmonielehre unterhalten werde; die gebrauche ich anderswo; ich werde den Gegenstand von allgemein menschlicher Seite auffassen.

Die Geschichte bezeugt uns, daß schon die ältesten Völker die Wichtigkeit der Musik als eines vorzüglichen Mittels allgemeiner und insbesondere religiöser Bildung richtig verstanden. Sie sagten, Orpheus habe selbst die Steine lebendig gemacht, d. h. die Musik habe Menschen, roh und hart wie Fels, gebildeter und gesitteter gemacht. Und die Diener und Hofschranzen Sauls wußten, daß die Musik, besonders die heilige Musik, die süßgeheimnißvolle Gewalt in sich trage, den Geist des Wahnsinnes, des Trübisses, der Gottentfremdung zu bannen, den gottentfremdeten Saul Gott wieder näher zu bringen, sein Herz sanfteren und heiligeren Gefühlen zugänglicher zu machen. Und was die Tonkunst damals vermochte, das kann sie heute noch. David suchte besonders durch heilige Gesänge seinem Volke Ehrfurcht und Liebe gegen Gott einzufößen, er erzog das Volk für Gott durch heilige Musik. Der heilige Ambrosius hielt den Kirchengesang für wichtig genug, um ihm einen Theil seiner Sorgen, seiner Zeit, seiner Anstrengungen zu widmen. Und ein heiliger Papst Gregor der Große, dieses leuchtende Vorbild aller Seelenhirten, glaubte seine Zeit und Mühe nicht umsonst aufgewendet zu haben, wenn er selbst — Knaben im Kirchengesange unterrichtete. Schließen Sie daraus mit Unrecht — daß, was einem Ambrosius und Gregor dem Großen wichtig erschien, wohl auch unser Interesse in Anspruch nehmen dürfe? Und, meine Herren, vergessen wir nie, was sich als Resultat der Geschichte des 16. Jahrhunderts in diesem Betreffe ergibt, und was schon

damals erkannt und ausgesprochen wurde: das Volk, der gemeine Mann, hat sich im 16. Jahrhundert in's Lutherthum hineingesungen! Die Musik, der Kirchengesang wurde das Mittel, dem Volke die neue Lehre geläufig zu machen, die Lehre „von des Papsten und Türken-Mord“, die Lehre vom „Papsten als Antichrist.“ Aus den Erfolgen ihrer Gegner lernten die Katholiken. Zeugen dessen sind die mannigfachen Bestrebungen der Katholiken jener Zeit, ihre Gegner auch auf diesem Gebiete zu schlagen.

Es kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß es eine aufregende, leidenschaftliche und eine besänftigende, beruhigende, eine reine und eine sinnliche, eine caste und eine wollüstige, eine entnervende, vertweichlichende und eine stählende, eine himmlische und eine teuflische Musik gibt, und — verhehlen wir es uns nicht! — eine kirchliche und eine sehr unkirchliche, eine sittliche, aber auch sehr unsittliche Kirchenmusik in unseren Tagen gibt. Meine Herren! Die Kirche ist die Bildungsschule des gemeinen Mannes in der Kunst. Wenn sie im Theater schlechte Musik machen, so kann ich wegbleiben. Wenn aber die Kirchenmusik trivial und gemein ist, so bin ich moralisch genöthigt, sie in mich aufzunehmen, weil ich als Katholik in die Kirche gehen muß. Wie eine gute Kirchenmusik die Menschen zu guten und heiligen Gedanken und Gefühlen erheben kann, so kann und muß eine gemeine und triviale Kirchenmusik zum Gemeinen und Trivialen herabziehen. Denn — das ist mein Beweis: Die Musik hat ihre Sprache, ja die Musik ist potenzierte Sprache. Die Musik spricht zu den Herzen. Wenn also die Musik sinnlich, gemein und unsittlich ist, so wirkt sie wie gemeine, sinnliche und unsittliche Rede, ja sie wirkt noch intensiver wegen der ihr innewohnenden Fähigkeit, ins Innerste des Menschen einzudringen; sie wirkt auch gefährlicher; denn bei einer unsittlichen Rede faße ich augenblicklich ihr Verderbliches, sie erweckt in mir Abscheu; die unsittliche Musik aber tritt immer verhüllt auf und wird eben darum nicht so schnell erkannt, Was soll es aber — das hat man schon oft und mit Recht gefragt, in der

Wirkung für ein Unterschied, was soll es besser sein, ob ich jemanden Arsenik reiche mit seinem Wissen, oder ohne sein Wissen? Man hat gefragt: Was hilft es, daß die Prediger die Menschen zur Selbstverleugnung, zum Starkmuth u. s. w. ermahnen, wenn die nach der Predigt ertönende Kirchenmusik die gerade entgegengesetzte Sprache führt und verdirbt, was der Prediger etwa gut gemacht hat? Man kann nicht einwenden: Viele Leute werden von der gewöhnlichen Kirchenmusik sehr erbaut und zur Andacht gestimmt. Wenn die Menschen bei trivialer und schlechter Kirchenmusik andächtig sind, so sind sie es trotz der Kirchenmusik, nicht durch dieselbe, wie es denn auch Menschen gibt, die trotz großer Gefahren ihr Herz rein bewahren. Nein, meine Herren! das Triviale und Gemeine kann sich ins Herz einschmeicheln, aber es kann Niemanden, gar Niemanden in Wahrheit erbauen, d. h. zum Himmlischen, zu Gott erheben. Die Kirchenmusik gehört zum Gottesdienste: es wird aber Gott wahrlich schlecht gedient durch Trivialitäten und Gemeinheiten.

Meine Herren! Ich gehöre nicht zu jenen, welche schon Ach und Weh schreien, wenn mir ein lauter, ein fröhlicher Ton in der Kirche erschallt! auch nicht zu jenen, die da wollen, es solle alles über Nacht geändert werden. Allein, daß es besser werden soll und muß, ist ein von fast allen Verständigen tief gefühltes Bedürfnis. Denn es ist so weit gekommen, daß ein Gegner der Kirche gesagt hat: Eine Kirche, welche solche Musik duldet und keine gute, aus tiefster, Glaubensüberzeugung kommende Kirchenmusik sich zu schaffen im Stande ist, muß altersschwach, muß ein überwundener Standpunkt sein. Und ein Komponist, dessen Werke weithin Verbreitung gefunden haben, hat es mir auf meine Vorstellungen hingestanden: Es ist wahr, ich komponire unliturgisch, unkirchlich, meinetwegen trivial, aber nur weil man eben unliturgisch, unkirchlich, trivial musicirt. Meine Herren: Wenn die Kirchenmusik das Recht haben soll, trivial zu sein, warum sollen es nicht auch die Zuhörer sein dürfen? Wenn die Kirchenmusik theatra-

sich sein darf, wie sie es vielfach ist, warum hält man sich auf, daß die Zuhörer sich betragen, als wären sie im Theater? Wenn die Kirchencompositionen der meisten modernen Meister einzelne rituelle Handlungen, wie sie vorgeschrieben sind, stören, hindern, theilweise sogar unmöglich machen dürfen, was hat man für ein Recht sich zu beklagen, daß die ganze liturgische Ceremonie für ein äußerliches Schauspiel erklärt wird?

Meine Herren! Sie werden mir vielleicht sagen: Nun ja, ihr Musiker, ihr Künstler von Fach, wenn die Kirchenmusik so wichtig ist, wenn sie vielfach in einem so unvollkommenen Zustande sich befindet, was wir euch zugehen wollen, warum ändert ihr das nicht? Meine Herren! Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, als könnten nur die Sachverständigen zur Reform der Kirchenmusik beitragen. Muß denn, um eine Schlacht zu gewinnen, ein jeder ein Felsherr oder auch nur ein Offizier sein? Das ist eben bisher der große Uebelstand gewesen, daß die nicht nur bedeutende Zahl von Fachmännern, die auf eine Reform der Kirchenmusik dringen, allein gelassen wurden und darum ihre Kräfte zersplitterten. Nur ein gemeinsames Zusammenwirken kann Großes vollbringen. Ich bitte Sie daher recht dringend, mir Glauben zu schenken, wenn ich Ihnen zurufe: Jeder, auch der Musiklaie, kann vieles und großes für die Kirchenmusik thun.

Sie sagen vielleicht: Man fordert ohnehin von uns so vieles in der Wissenschaft, im Vereinswesen u. s. w., sollen wir auch noch etwas in der Kirchenmusik thun? Meine Herren! O seien wir froh, daß man viel von uns fordert, freuen wir uns, daß wir uns viel abfordern lassen können, denn das ist ein Beweis, daß wir auch viel zu leisten imstande sind.

Worin nun sollen Sie, meine Herren! uns Fachmänner unterstützen? Wollen wir die Instrumentalmusik abschaffen! Mein Gott, die Instrumente, die Klarinette, und Violinen sind an sich ganz unschuldige Dingerchen, die man zum Guten und Bösen gebrauchen kann. Oder wollen wir, daß nur Choral gesungen

werde? Dann wären wir katholischer als die katholische Kirche. Oder wollen wir den Palestrinastil einführen? Niemand kann ihn mehr lieben als ich — aber wer gibt allen Chören die Sänger dazu? Was wollen wir also? Wir wollen die Befestigung des Gemeinen und Theatralischen aus der Kirchenmusik. Und damit müssen wir die Reform anfangen, daß wir diesem Zweige des kirchlichen Lebens mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme schenken, daß wir mehr lernen.

Meine Herren: Die Kirchenmusik ist ein armes, von ihren eigenen Eltern verlassenes Kind geworden, daher kommt ihr tief gesunkener Zustand. Die Geschichte sagt es uns, nur durch liebevolle Pflege gedeiht die Tonkunst; und sie ist bei uns so tief gesunken, weil wir sie nicht gepflegt haben. Was demnach vor allem zu thun ist, das werden Ihnen die Anträge sagen, welche ich bereits heute im Ausschusse gestellt habe, welche auch der Ausschuß einstimmig zu den seinigen gemacht hat.

Und, meine Herren! wenn Sie uns dabei unterstützen, wenn Sie unsere Stimme verstärken, so wird uns der Erfolg sicher nicht fehlen, unsere Stimme wird stark genug sein, um gehört zu werden auch außerhalb der Grenzpfähle dieser schönen Stadt. Ich bin mit dem Wunsche hieher gekommen, es möchte von diesem herrlichen Lande, von dieser Stadt, dieser Generalversammlung der katholischen Vereine aus, es möchte von heute an eine neue Aera der Blüthe der katholischen Kirchenmusik beginnen. Sie wird beginnen, wenn, Sie uns mit Eifer und Liebe unterstützen. Nehmen Sie sich also des verlassenen Kindes, nehmen Sie sich der Reform der tief gesunkenen katholischen Kirchenmusik an! Es ist ein großes, herrliches, ein heiliges Werk!

---

○ sie ist so mild, sie ist so gut,  
Sie weiß wie Schmerz und Leiden thut,  
○ wendet euch in Freud und Schmerz  
An Mariens heiliges Mutterherz!

Amen.

## Die Milchfrau und die barmherzige Schwester.

Der Baron von D. war ein Menschenfreund. Er hatte keine Freude daran, solche Werke zu gründen, die meist nur auf dem Papier figuriren und wesentlich darauf berechnet sind, ihren Begründern Ehrenzeichen zu erlangen.

Er lebte sehr einfach und zog es vor, von seinem Ueberflusse möglichst viel den Armen zu geben, die er wirklich zärtlich liebte, unverbrossen besuchte und selbst pflegte und behandelte.

Er hatte Medizin studirt, und der Titel Doktor gefiel ihm eben so gut wie der Baron.

Und doch war es sein großer Fehler, ja sein entsetzliches Unglück, ganz ungläubig zu sein.

Der Baron hatte eine einzige Tochter. Obgleich er Witwer war und sein Kind sehr lieb hatte, so machte er doch gar keine Schwierigkeiten, als seine Tochter im Alter von 25 Jahren darauf bestand, Barmherzige Schwester werden zu wollen. Er hatte sich dabei beruhigt, daß sie ihren Beruf mehrere Monate geprüft habe, hatte ihre Lehrer befragt, und so war seine geliebte Tochter die arme Schwester Eudogia vom hl. Vincenz von Paul geworden.

Seit einem Jahre war Schwester Eudogia mit der Apotheke betraut im Bürgerhospital zu Gastres. —

Der Baron brachte auch während der Cholera viele Tage und Nächte zugleich mit Priestern am Bette der Kranken zu. Nie legte er den priesterlichen Verrichtungen Schwierigkeiten in den Weg, „denn“, sagte er, „man muß dem armen Volke seine tröstenden Illusionen (Täuschungen) nicht wegnehmen.“

Aber die Hingebung dieser Priester, die wenigstens der seinigen gleich kam, dieselbe oft noch übertraf, erschütterte nicht im mindesten seinen Unglauben. —

Am einem Morgen des Monats Januar kam der gute Baron von einem seiner ärmsten Kranken zurück. Es war sehr kalt und dabei so glatt, daß er Schlittschuhe nöthig gehabt hätte, um sicheren Fußes durch die Straßen der Stadt zu kommen.

Unser guter Baron und Doktor glitt aus. Indem er sich zu halten suchte, verstauchte er den Fuß.

Außer dem Glatteis herrschte auch noch ein dichter Nebel, der Art, daß unser gute Herr, der an einer Straßenecke lag, beinahe ganz unbemerkt geblieben wäre.

Plötzlich jedoch trat aus einem Thorwege eine große, starke, dabei sehr brave Milchfrau.

„Ei, das sind Sie, Herr Baron?“ so begrüßte sie den armen Patienten.

„Woher kennen Sie mich, gute Frau?“

„Woher ich Sie kenne? Wer kennt hier im ganzen Bezirke nicht den Herrn Baron von D.? . . . . . Aber, was ist Ihnen doch passiert?“ —

Der Baron erzählte seinen Fall. Sie aber nahm den Baron auf — ihren Rücken; es war bei diesem Glatteis und diesem Nebel eine gute halbe Stunde von der Straßenecke bis zur Wohnung des Barons.

Um seine Schmerzen nicht zu beachten, fragte der Getragene seine Trägerin: „Was kann ich aus Dankbarkeit für Sie thun? Ich verspreche Ihnen, daß ich es thun werde, wenn es nicht physisch unmöglich ist.“

„Herr Baron, Sie sind gefangen,“ sagte die Milchfrau lachend. „Was Sie aus Dankbarkeit thun können? Geradeaus gesagt, niemals hätte ich geglaubt, eine so schöne Gelegenheit zu bekommen, es Ihnen zu sagen . . . . . Einen Priester können Sie zu sich erbitten, ihn aufrichtig anhören und ein guter Christ werden. Glauben Sie mir, es ist ein wahres Vergnügen, einen Mann, wie Sie, in Religionsfachen auf der Seite der verkommenen Wüstlinge zu sehen.“

„Sie sind der hl. Johannes Goldmund, Milchfrau. — Aber Sie haben mein Wort, ich werde es halten. Ich werde einen Priester zu mir bitten. An ihm wird es dann sein, mich zu überzeugen, zu befehren. Ich sage Ihnen zum Voraus, er wird seine schwere Mühe haben . . .“

„Ich aber weiß, daß die Mühe ganz süß sein wird.“

Wenn ein so recht denkender Mann, wie der Baron, sich bereit erklärt, das Wort Gottes anzuhören, so wird er sich auch nicht trotz der Wahrheit verschließen, seine Unterwerfung wird gewiß sein, — diese glückselige Niederlage, die mehr werth ist als alle vorhergegangenen Siege.

„Sehen Sie,“ sagte er zum geistlichen Herrn Antoine bei ihrer zweiten Zusammenkunft, „es ist eine Fügung Gottes, daß man mir dieses Versprechen herausgelockt hat. . . . Sonst wäre ich fähig gewesen, in meiner Gottlosigkeit zu sterben. Warum? Das weiß ich selber nicht. . . . etwa, aus bloßem Widerspruchsgeist. . . .“

Wer schildert die Freude und den Dank der Schwester Eudoxia. Sie konnte der Milchfrau nur einen Brief schreiben, aber sie schrieb ihr einen so schönen, daß die Frau davon ganz entzückt war.

Der Baron aber lebte neu auf. Er, der die Werke der Barmherzigkeit immer so geliebt hatte, schien jetzt erst den Geist derselben, ihren Grund, ihren himmlischen Ursprung und jenen Balsam entdeckt zu haben, der aus einem mitfühlenden, christlichen Herzen zugleich auf die Wunden des Leibes und der Seele fließt und, zu seiner Quelle zurückfließend, den Wohlthäter selbst mit himmlischer Süßigkeit zu überströmen scheint.

„Ihnen verdanke ich dies Alles,“ sagte er zu dem Priester, „wie soll ich das vergelten?“

„Ach, Herr Baron, ist nicht die Freude, eine Seele zu Gott zurückgeführt zu haben, eine überreiche Belohnung,“ versetzte der Seelsorger, „zumal, wenn es sich um eine so edelmüthige Seele handelt?“ Da kam an einem guten Morgen die Milchfrau eilig, aber mit sehr betrübtem Gesichte zum Baron herein. Sie hatte einen Brief in der Hand.

„Hier, Herr Baron, bekommen Sie Gelegenheit, mir dankbar zu sein,“ sagte die gute Frau weinend, „beten Sie, o beten Sie für meinen armen Jungen, er ist Soldat in Algier und schreibt mir hier so herzzerreißende

Dinge. . . . Ich fürchte sehr, daß er den Glauben verloren hat.“

Der Baron versprach, fleißig für ihn zu beten. — —

Inzwischen war Schwester Eudoxia von Castres versetzt worden nach Toulouse und zwar ins Militärspital.

Das Spital war ganz besetzt. Seit acht Tagen war ein beträchtliche Anzahl kranker Soldaten aus Algier angekommen.

Schwester Eudoxia sorgte für gute Pflege und that ihr Bestes.

Sie bemerkte unter anderen einen noch jungen Soldaten, der vom Fieber ganz ausgezehrt war und dabei fast immer düster, aber spöttisch aussah.

Noch etwas Anderes zehrte an ihm.

Mit dem feinen Tacte einer barmherzigen Schwester, die so oft und so geschickt die Stelle einer Mutter zu vertreten weiß, bemerkte Eudoxia, daß er eine Seelentwunde habe, daß diese Wunde, geheim gehalten, immer giftiger wurde, und daß vertrauensvolle Mittheilung dieselbe vielleicht heilen könne.

Sie verdoppelte die liebevolle Pflege des Kranken und siehe, ohne daß sie etwas gefragt hätte, öffnete ihr der Soldat eines Tages von freien Stücken aufrichtig sein Herz. Er erzählte, wie er so christlich erzogen sei, seine Mutter sei nicht nur eine fromme Frau, sie sei eine Heilige. Als nun Eudoxia seinen Namen erfuhr, und daß er seinen Glauben verloren habe, da verdoppelte sie selbstverständlich ihre Anstrengungen, um diese Seele zu Gott zurückzuführen. Da gab es ja eine herrliche Gelegenheit, ihren kindlichen Dank für die Rettung ihres Vaters abzustatten und der Mutter dieses Soldaten diese Dankeschuld zu bezahlen. Eines Tages redete sie den Soldaten also an:

„Ich kenne Ihre Mutter, die gute, eifrige, fromme, barmherzige Frau M. — Sie hat meinen Vater doppelt gerettet, zuerst seinen Leib und dann seine Seele. Ich möchte so gern ihr dafür entsprechend danken. Sie allein können mich dazu in den Stand setzen und die Mittel dazu mir an die Hand geben. Thun Sie, was mein Vater gethan hat. Ich ver-  
lange gewiß nicht, daß Sie sich blindlings er-

geben, sondern nur, daß Sie zugeben, daß ein guter Priester zu Ihnen kommt und sich mit Ihnen über den Glauben unterhält.“

Jakob, -- so hieß der Soldat, -- der bisher gegen alle Vernunftgründe sich unempfindlich gezeigt hatte, ließ sich durch diese Bitte bewegen und willigte ein.

Als der Priester einmal an seinem Lager gewesen war, als Jakob einmal dessen Zuspruch und Belehrung, deren Aufrichtigkeit und Wahrheit er nicht verkennen konnte, angehört hatte, da wurden von der göttlichen Gnade und der christlichen Liebe leicht alle Hindernisse beseitigt.

Jakob war ein einfacher Mensch, dem eine schlechte Lectüre falsche Ideen in den Kopf gesetzt hatte.

Dies ist leider Gottes sehr häufig der Fall. Wenn wir daher wahrhaft gute Christen und Katholiken sein wollen, so müssen wir herzlich

Mitleid mit solchen Menschen haben, die oft mehr leidend, als schuldig sind, an deren Verkehrtheit der Wille oft weniger theilhaftig ist, als das Herz und die Phantasie. — —

Als Jakob sich bekehrt hatte, wirkte die Ruhe seiner Seele wohlthätig ein auf seinen Körper. Das Fieber wich, und sehr bald erhielt er zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit einen längeren Urlaub, den er bei seiner Mutter verlebte.

„Sehen Sie, Herr Baron,“ sagte er zu unserm alten Freunde, „die Frauen sind doch mehr werth als wir. Wer hat sie bekehrt, Sie den Wohlthäter des ganzen Bezirks? Eine Milchfrau! Und wer hat mich bekehrt, mich, der ich vor den Kugeln der Araber niemals gezittert habe und doch meinen Geist nicht bestimmen konnte, solche dumme, ungläubige Gedanken fahren zu lassen? — Eine barmherzige Schwester!“

## Maria die Zuflucht der Sünder.

**D**ie Mutterliebe Mariens zu uns, ihren Kindern, namentlich zu den unglücklichsten, zu den elendesten und bedauernswerthesten ihrer Kinder, d. i. zu den Sündern, ist wahrlich maßlos.

In einer großen Pfarrei wurde einst eine heilige Mission gehalten; die ganze Gemeinde theilte sich dabei mit frommem Eifer, nur mit Ausnahme eines Einzigen, der ungefähr 20 Jahre schon nicht mehr die heil. Sacramente empfangen und überhaupt durch sein lasterhaftes Leben großes Vergnügen gab, und außerordentlich viel Unheil schon in der Gemeinde angestiftet hatte. Der würdige Pfarrer des Ortes äußerte auch seine Besorgnisse bei den Vätern Missionären, daß wohl dieses verzerrte Schäflein nicht mehr zu finden und zu retten sein werde. Es war schon der letzte Tag der Mission; die Missionäre und andere Geistliche saßen im heil. Beichtgerichte, da nahte sich einem von ihnen ein Mann mit festem, ja jedem Schritte; er trat in den Beichtstuhl

und hier begann er nun ein grauenvolles Bild von Sünden und Lastern zu entrollen. Eine Schandthat nach der andern kam da zum Vorschein; eine gräßlicher als die andere: was er selbst gesündigt, wie er Andere zur Sünde verleitet, welche Mittel er gebraucht, welche List er versucht, wie er selbst einen bedeutenden Theil seines beträchtlichen Vermögens angewendet habe zu solch teuflischem Zwecke, um schlechte Bücher in der Gemeinde zu verkreiten u. s. w. — Aber was das Schrecklichste war — all dieses brachte der Sünder ohne jeden Ausdruck der Reue, ja mit einer solchen Frechheit und Bosheit vor, als schiene es ihm ordentlich ein Vergnügen zu machen, diese Dinge aufzuzählen. Besonders, wenn er das eine oder andere Mal vorgebracht hatte, wie listig und fein er es da und dort angestellt habe, um Böses zu stiften, eine Unschuld zum Falle zu bringen, da hielt er eine Zeit lang inne, gleichsam als wolle er den Beichtvater fragen: Nun, habe ich das nicht recht fein und verschlagen angestellt; ist mir das nicht recht gut ge-

gluckt? So ging es etwa anderthalb Stunden fort, endlich hörte er auf und sagte: „Jetzt, meine ich, Hochw. Beichtvater, wäre es genug.“ — Daß dieser Mensch jenes längst verirrte Schäflein war, an dessen Rettung sein Seelsorger fast schon verzweifelte, habt ihr wohl schon selbst errathen.

Der Beichtvater hatte ihn bisher ganz stille angehört, ohne nur ein Wort zu fragen; oft freilich hatte es ihn eiskalt überlaufen und jetzt befand er sich in großer Verlegenheit, was er mit diesem Menschen anfangen sollte. Indesß begann er, ihm zuzusprechen, ihn zur Reue zu ermahnen u. s. w. Allein jener fiel ihm so gleich in die Rede: „Lassen Sie das,“ sprach er; „ich weiß es, es ist das so Ihr Geschäft, allein bei mir schlägt das nicht an.“ Der Priester fuhr nichts desto weniger in seiner Ermahnung fort, erinnerte an Tod, an das Gericht, die Ewigkeit u. a.; allein der Sünder wollte davon nichts hören. „Es ist das Alles umsonst, sprach er: ich gebe nichts darauf; ich verlange auch gar nicht, absolvirt zu werden. Wollen Sie mich lossprechen, meinethwegen; wo nicht, so gehe ich auch so hinweg; es ist mir dieß ganz gleichgiltig.“

Was nun beginnen? Einige Zeit besann sich der Beichtvater, dann sprach er: „Nun, das werden Sie mir doch zugeben, daß ich Sie mit großer Geduld angehört habe?“ — „Ja, allerdings,“ entgegnete jener! „ich selbst habe mich darüber verirrundert und es wäre mir so gar lieb gewesen, wenn Sie sich ereifert und recht geärgert hätten.“ — „Nun,“ sagte der Beichtvater, „weil ich Sie so geduldig angehört, so thun Sie mir nun auch einen Gefallen; wollen Sie?“ „Wenn es nichts Besonderes ist und nicht viel kostet, meinethwegen,“ erwiderte der Sünder. — „Es kostet Sie gar nichts,“ sagte der Geistliche. „Sie haben nämlich in Ihrem Sündenregister auch vorgebracht, Sie hätten oftmals öffentlich ausgesprochen, Maria sei weiter nichts als ein gewöhnliches Weib; nun also gehen Sie dahinüber zum Muttergottesaltar und dort sagen Sie leise dreimal vor sich hin: „Ich glaube, daß Du nichts weiter bist, als ein gewöhnliches Weib; bist Du mehr, so beweise es an mir.“

Mit diesen Worten entließ der Missionär den Sünder und hörte andere Beichten.

Nach einer Stunde etwa nahte ein Mann mit langsamem schwerem Schritte demselben Beichtvater. Es war Niemand anders als jener Sünder. Aber wie ganz verändert! Er kniete nieder; nachdem er längere Zeit so dageskniet und nichts weiter hatte vorbringen können, als Seufzen und Schluchzen, begann er: „Ach was bin ich für ein elender Mensch, welch' ein Scheusal bin ich! O mein Beichtvater, wie reut mich mein Leben! wie schmerzt es mich, erst vorhin noch Sie, Hochwürden, und das heil. Bußsacrament verspottet zu haben! Aber mein Sinn ist nun geändert, ich will jetzt aufrichtig und reumüthig beichten, ich will mich bessern, und alles angerichtete Böse, so weit ich kann, wieder gut zu machen suchen.“ Das freudige Erstaunen des Beichtvaters läßt sich nicht beschreiben; er richtete die Frage an den Büßer: „Aber sagen Sie mir, was hat denn so plötzlich diese Sinnesänderung in Ihrem Innern hervorgebracht?“ Der Beichtende gab zur Antwort: „Was Sie mir vorhin sagten, habe ich gethan; ich bin hingetreten zum Muttergottesaltare und habe dort gesprochen: Ich glaube, daß Du — o! ich kann sie nicht mehr aussprechen jene Worte; aber dabei erfaßte es mich unwillkürlich; eine geheime Gewalt drang ein auf mein Herz; Reue, tiefer Neuschmerz ergriff mich, und so bin ich nun hier, um die Ausöhnung mit dem schwer beleidigten Gott zu suchen.“ — Der Beichtvater setzte nun das so wunderbar angefangene gute Werk fort, gab ihm Anweisungen zu seiner Besserung und ertheilte ihm endlich die Lossprechung. — Als dieser Mann hierauf, nach 20 Jahren zum erstenmale wieder an der Communionbank niederkniete, und der Pfarrer das verloren geglaubte Schäflein dort sah, da wurde das Herz des würdigen Seelsorgers dadurch so freudig gerührt, daß er sich umwenden mußte, um vor dem anwesenden Volke seine Bewegung zu verbergen.

Nach der Schlußfeier der Mission versammelten sich die Geistlichen, welche Aushilfe geleistet hatten, mit den Missionären im Pfarrhause; auch der Gemeinderat; war zugegen.

Es klopfte und herein trat jener bekehrte Sünder. Er ging auf den Pfarrer zu, warf sich vor ihm auf die Kniee und küßte nicht bloß seine Hand, sondern sogar, so sehr sich auch jener dagegen wehrte, selbst seine Füße, indem er unter Thränen ausrief: „Hochwürd. Seelsorger, verzeihen Sie mir, der ich Sie so schwer gekränkt, durch mein Sündenleben so tief betrübt habe, vergeben Sie mir!“ Und ebenso rückte er, immer auf den Knieen liegend, zu den anwesenden Gemeinde = Vorständen, bat jeden um Vergebung und dann stand er auf und mit zum Himmel erhobener Rechte sprach er feierlich: „Ich verspreche und gelobe, mein

nach übriges Leben Gott dem Herrn zu weihen, und die Vergernisse, die ich gegeben, das Böse, das ich anstiftete, nach allen Kräften wieder gut zu machen!“ — Und der Mann hielt sein Wort; wie der Pfarrer später einem der Missionäre schrieb, war dieser ehemals so große Sünder ein wahrer Apostel in der Gemeinde geworden, der jede Gelegenheit benützte und kein Opfer scheute, wo er etwas Gutes wirken konnte.

Wenn anders aber ist wohl diese wahrhaft wunderbare Bekehrung zuzuschreiben, als der Mutterliebe Mariens, die keines ihrer Kinder verläßt, mag es auch noch so elend und noch so verkommen sein?

**U** herrlicher Ruhm der heiligen Jungfrau! O seliggepriesene Mutter unsres Gottes! — O Maria, wahrhaft „der Herr ist mit Dir!“ — Wie die Sonne mit der Morgenröthe, wie die Rose mit ihrem Stamme: so ist der Dreieinige, so ist Gottes Sohn mit Dir, o himmlische Mutter der Gnade!

Es erzählen glaubwürdige Geschichtsschreiber von der Verbreitung des katholischen Glaubens, daß die Verkündiger des Evangeliums das unermessliche Reich von China nicht eher betreten konnten, bis ihnen ein dreieckiger Krystall, der die Farben eines Regenbogens wiedergab, gleichsam eine Brücke gemacht hat, über die sie hineinkamen. Die Chinesen schloßen sich von jeher auf's Strengste gegen andere Völker ab und hatten unter den schwersten Strafen den Eingang in ihr Reich verboten. Einmal gelang es dem apostolischen Eifer ein wenig hineinzurücken, aber von den Gelehrten verspottet und vom Volke verschmäht, mußten die Missionäre wieder abziehen, ohne daß die Lehre vom Kreuze Christi Eingang gefunden hätte. Als aber die Christen den Chinesen ihre Waaren zeigten, unter welchen auch ein Prisma, das die Regenbogenfarben ausstrahlte, war, wurden sie davon so eingenommen, daß sie den Christen willig die Pforten des himmlischen Reiches von China öffneten. Denn sie urtheilten, daß Leute, welche so geschickte und kunstfertige Dinge verfertigen

könnten, wohl ihres Umgangs würdig wären und daß Diejenigen, welche mit solch neuen Wundern der Erde ihren Verstand erleuchteten, ihnen auch wohl neue Wunderwerke des Himmels zu lehren verstehen würden. Auf diese Weise hat die Nachahmung, das Bild eines Regenbogens, die dunklen Herzen der Heiden erhellt und die diamantene Pforte Chinas, die so viel hundert Jahre versperrt gewesen, dem katholischen Glauben geöffnet. — Nun, wenn ein Krystall, ein Prisma, ein Schatten des Regenbogens hinreichend war, Gott dem Allmächtigen ein ganzes Reich zu gewinnen, was wird dann erst zu bewirken im Stande sein Maria, unser himmlischer Regenbogen, der nicht allein diesen künstlichen, sondern auch den natürlichen an Schönheit und Kraft unendlich übertrifft? Darum, o armer Sünder, verzage nicht und vertraue, wenn du dein Elend einsehst und deine Vergehen mit bitteren Thränen bereuest, wenn du mit heißen Zähren deinen Fall beweinst, dann wird nach dem Regen deiner Thränen sich ein Regenbogen dir zeigen, durch den, wie der heil. Epiphanius sagt, der Frieden vom Himmel auf die Erde gekommen ist; dann wird Maria dir erscheinen und ihre Erscheinung dir den Trost und die Versicherung bringen, daß der Herr nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, weil sie ist das Zeichen des Bundes, das Zeichen des Friedens und der Versöhnung mit Gott.

# Die modernen Wissenschaften und der Gottesglaube

Von Rev. R. Schwickerath, S. J.

**E**rst ein Geschichtchen: Unfern der alten Bischofsstadt Trier, im katholischen Rheinland, liegt ein ehrwürdiges Heiligthum der lieben Mutter Gottes, der Wallfahrtsort Eberhardsklausen. Viele Legenden sind mit der Entstehung dieser Wallfahrt verknüpft, unter anderm auch folgende: Als ums Jahr 1440 Eberhard, ein schlichter Tagelöhner von der Mosel, der Mutter Gottes, „seiner lieben himmlischen Frau“, wie er sie nannte, eine Kapelle erbauen wollte, gebrach es ihm an Steinen. Er mußte sie mühsam von weitem herbeischleppen.

Eines Tages gesellte sich der Teufel zu Eberhard und fragte ihn, wozu die Steine wären. Eberhard in seiner Einfalt sagte ihm, er wolle ein Haus bauen, das der ganzen Umgebung eine Quelle der Freude sein sollte. Der Teufel glaubte, das könne bloß ein *Wirtshaus* sein, und half nun wacker mit Steine herbeizutragen, in der Erwartung, da ein Geschäftchen machen zu können. Gott hielt seine Augen, so daß er beim Fortgang des Werkes gar nicht merkte, was es eigentlich werde. Schon war das Thürmchen fertig, und der Teufel kam mit dem letzten Stein herangekeucht. Drei Stunden vom Kirchlein entfernt, hört er ein Glöcklein lustig vom Thürmchen läuten. Da gingen ihm endlich die Augen auf, und mit dem Ruf: „Was für ein abscheuliches Gebell ist das,“ warf er den schweren Block zu Boden. — Da liegt er noch, oben auf dem Berge beim Dorfe Bruch, und die frommen Wallfahrer zeigen den Kindern den „Teufelsstein“ und erzählen ihnen die Legende.

Auch mir wurde der Stein gezeigt, als ich, ein kleiner Pilger von 8 Jahren, zum erstenmal daran vorbeizog. Und ich erinnere mich noch lebhaft, wie Büblein und Mägdlein sich freuten, daß der „dumme“ Teufel, der sich immer so geschneidert dünkt, doch angeführt wurde und Kärner sein mußte am Bau der Mutter-Gotteskapelle.

Was ist diese Legende? — Die Anwendung kommt gleich.

Der ungläubige Philosoph Schopenhauer hat behauptet, die modernen Wissenschaften hätten Gott aus der Welt geschafft, insbesondere die „Astronomie hätte die Welt so ausgedehnt, daß für Gott kein Raum übrig bleibt.“ Ähnliche Aussprüche haben noch viele andere ungläubige Gelehrte gethan, ob schon es kaum glaublich ist, daß ein vernünftiger Mensch solche Thorheiten im Ernst vorbringen kann. In populär-wissenschaftlichen Vorträgen und Schriften wird als das eine Grunddogma ganz kühn der Satz aufgestellt: „Der alte Gottesglaube verträgt sich nicht mehr mit den Ergebnissen der Naturforschung. Zwischen dem alten Glauben, den Lehren des Christenthums und der modernen Wissenschaft klafft ein Abgrund, der sich mehr und mehr erweitert, und der durch nichts überbrückt werden kann. Eine sogenannte wissenschaftliche Begründung und Vertheidigung des Christenthums kann es also nicht geben.“

Wenn ich so etwas lese, denke ich unwillkürlich an den Teufel zu Eberhardsklausen. Alle modernen Wissenschaften, die da so oft wähten dem Gottesglauben den Todesstoß zu geben, thun, ohne es zu wissen und zu wollen, Kärnerdienste beim Aufbau der Gottesbeweise, liefern ausgezeichnetes Material für neue und feste Beweise für das Dasein Gottes. Schen wir einmal zu, was die Physik, Astronomie, Geologie, Geschichte und Völkerkunde und andere Wissenschaften zu den Gottesbeweisen sagen.

## I.

Den ersten Beweis für das Dasein Gottes gibt man gewöhnlich aus dem Dasein der sichtbaren Welt. Es ist doch gewiß, daß die Welt existirt: Die Sonne, der Mond,

das Sternenheer am Firmament; Berg und Ebene, Fluß und Meer; Pflanze, Thier und Mensch. Woher nun all diese Dinge? Alles was da ist und entsteht, muß doch einen Grund haben für sein Dasein. Das Haus, in dem du lebst, ist von einem Maurer gebaut; die Pflanze, die deinen Garten ziert, oder deine Kühe mit Gemüse versorgt, ist aus einem Samen Korn hervorgegangen. Alles hat seine Ursache oder seinen Grund.

So muß auch diese ganze Welt einen Grund ihres Daseins haben. Dieser Grund kann nun entweder in den Dingen selbst liegen, oder außerhalb ihnen, in etwas anderem.

Nun sagen wir: Der Grund des Daseins kann nicht in den Dingen selbst liegen. — Wir fragen: Woher ist die gegenwärtige Welt? — Man antwortet: „Alles hat sich allmählich entwickelt, der Mensch aus dem Affen, der Affe aus einem weniger vollkommenen Thier, das erste Thier aus dem Urschleim, der Urschleim aus dem Urstoff.“ — Und der Urstoff? — Wo kommt der her? Ist er von Ewigkeit da, oder ist er von selbst in der Zeit entstanden? Das letztere ist nicht möglich; denn „aus nichts wird nichts.“ Also müßte der Urstoff von Ewigkeit her durch sich selbst existiren. Das ist aber auch nicht möglich. Warum nicht?

Angenommen die Elemente, der Stoff, aus dem die Erde und das ganze Weltall sich entwickelt haben soll, sei ewig; dann frage ich: War dieser ewige Stoff von Ewigkeit her in Bewegung, oder ist er in der Zeit in Bewegung gesetzt worden? War er nicht von Ewigkeit in Bewegung, sondern fing er zu irgend einer Zeit an sich zu bewegen, so muß diese Bewegung ihm von außen, von einem andern Wesen gegeben worden sein. Denn, wie die Naturwissenschaften uns lehren, kann der Stoff, der sich in Ruhe befindet, sich nicht von selbst in Bewegung setzen. Das gilt ebenso sehr vom kleinsten Theilchen, dem Atom irgend eines Stoffes, als vom Lastwagen auf der ebenen Landstraße oder dem Güterzug auf der Eisenbahn. Es muß etwas da sein, das zieht oder schiebt oder hebt, kurz ein anderes Ding, das bewegt. — Wenn aber dem Stoff die erste,

ursprüngliche Bewegung von einem Wesen, das außer ihm liegt, mitgetheilt worden ist, so könnte dieses Wesen nur Gott sein. Dann hätten wir ja schon gleich, was wir wollten: einen Beweis für das Dasein Gottes.

Will man dieser Folgerung entgehen, will man keinen Gott annehmen, der dem Stoff die Bewegung mitgetheilt hat, so sagt man: der Stoff ist ewig, und von Ewigkeit in Bewegung und Entwicklung. Wer aber das behauptet, kommt in Widerspruch mit den Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften haben bewiesen, daß alle Energie, d. h. alle Bethätigung von Kraft in der Natur, auf Bewegung beruht. Das Wasser fließt und treibt die Räder durch Bewegung; der Dampf treibt unsere Maschinen durch Bewegung; der Schall beruht auf Bewegung der Lufttheilchen; Licht ist Bewegung, Wärme Bewegung, Elektrizität Bewegung. Bewegung setzt aber voraus, daß auf dem einen Punkte Kraft oder Energie in höherem Grade vorhanden ist als auf einen andern Punkt, und auf diesen Punkt übergeht. Das Wasser fließt vom höher gelegenen Punkt zum tiefern; die Luft strömt von einer Stelle, wo höherer Druck ist, zu einer Stelle, wo geringerer Druck ist; Wärme geht nur über von einem Körper, der höhere Temperatur hat, auf einen solchen, der niedere Temperatur hat u. s. w. Bewegung besteht also in einem fortwährenden Ausgleiche von Kraft. Nach und nach wird die Wärme und die andern Kräfte sich gleichmäßig über das ganze Weltall ausdehnen; die Bewegung wird dann aufhören, es wird ein vollständiger Stillstand eintreten. Die Sonne wird ihre höhere Temperatur und damit ihr Licht verlieren; Pflanzen und Thiere können nicht weiter bestehen. Alles muß in einen Zustand der Erstarrung gerathen — ein Zustand, der auf dem Mond schon eingetreten zu sein scheint —. Die ganze lebende Natur wird einem ewigen Winter anheimfallen, und noch etwas später, und die ganze Weltenuhr steht still: es gibt kein Leben, keine Bewegung mehr. — Das ist kein bloßes Hirngespinnst, sondern eine naturwissen-

schäftliche Ansicht, welche von den bedeutendsten Gelehrten unserer Zeit vertheidigt und bewiesen wird. So von einem Thomson, Clausius, v. Helmholtz, dem größten Physiker Deutschlands, und von vielen andern.

Wenn aber dieser Satz wahr ist, so ist es absolut gewiß, daß die Bewegung und Entwicklung in der Welt nicht ewig sein kann. Denn, hätte diese Bewegung sich von Ewigkeit bethätigt, so müßte jener Zeitpunkt, da die Kräfte sich ausgeglichen haben, schon längst eingetreten sein; schon längst, schon seit einer Ewigkeit müßte jener Todeschlaf über das Weltall hereingebrochen sein. Wollen wir also in irgend einer vernünftigen Weise die Bewegung in der Welt erklären, so müssen wir sagen: Es muß ein Wesen geben, das die Bewegung in den Stoff hineingebracht hat, das die große Weltenuhr einmal aufgezogen hat. Dieses Wesen ist **Gott**. Es kann kein anderes sein. Es muß außer dieser Welt also ein anderes Wesen geben, das aus sich selbst existirt, das aus sich nothwendig sein muß, das von keinem andern abhängig ist; d. h. **Gott**. Denk dir, du sähest da eine ungeheuer lange Kette hängen, deren Ende du nicht erblicken kannst. Du bist aber ganz sicher, daß diese Kette irgendwo an einem Punkte, einem Nagel, außer ihr, festhängt. So ist es mit der Welt. Nimm eine ganze Reihe, eine Kette von Wandlungen des Stoffes, von Veränderungen, von natürlichen Kräften an, zuletzt muß doch der feste Punkt kommen, das ist **Gott**, der den Stoff geschaffen, die Kräfte in den Stoff gelegt hat, daß er sich bewegt und verändert; alle anderen Erklärungen für die Entstehung der Welt sind mangelhaft, unhaltbar und müssen fallen, wie die Kette in der Luft, die nicht an einem festen Punkt haftet. So mit schließen mir: Entweder existirt ein **Gott**, oder es existirt nichts, gar nichts, weder Erde, noch Sonne, noch Luft und Wasser. Und so sicher aber diese Welt existirt: Du und ich, Stadt und Land, Baum und Thier, — so sicher muß ein **Gott** existiren, der all das geschaffen, der aus sich selbst, mit Nothwendigkeit, von Ewigkeit existirt.

## II.

Ein anderer Beweis fürs Dasein Gottes wird aus dem Dasein des Lebens auf der Welt genommen.

„Und er sprach: Es sprosse die Erde, Gras und Fruchtbäume . . . und es bringe hervor das Wasser kriechendes Thier mit lebendiger Seele . . . und es bringe die Erde hervor lebende Wesen nach ihrer Art.“ (1. Buch Moses 1.) Das ist die Erklärung, welche die Bibel vom Ursprung des Lebens auf der Erde giebt. — Was ist das Leben und woher kommt es? Wem sollte diese Frage sich nicht aufdrängen, wenn er mit verständigem Blick die Natur betrachtet, und all das rührige, bunte Leben ringsum gewahrt. Welch ein Leben in unsern herrlichen deutschen Forsten? Welch eine Pracht und Verschwendung von Leben in den Urwäldern Brasiliens? Welch ein Wimmeln und Regen in den Tiefen des Oceans? Wen ergreift es nicht eigenthümlich, wenn er im Frühling sieht, wie die Natur gleichsam aus einem tiefen Schlaf wiedererwacht, wie neues Leben durch die erstarrten Glieder fließt, und Tausende und Millionen von lebenden Wesen geboren zu werden scheinen: Primeln und Veilchen, Maiglöckchen und Rosen, und wie all die goldigen, weißen, blauen und rothen Frühlingkinder heißen, die Aug und Herz des Beschauers entzücken! Und welches Leben, welche Mannigfaltigkeit im Thierreich? Angefangen vom kleinsten Baccillus, der in der Luft herumfliegt und nur durchs schärfste Glas bemerkt werden kann, bis zum herrlichen Roß und dem Löwen, dem stolzen Wüstenkönig, oder dem ungeschlachteten Walfisch, der seine Riesenmassen behaglich auf den Wogen wälzt! Kein Wunder, daß Klopstock begeistert ruft:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Schöpfung Pracht

Ueber die Erde verstreut . . .“

Kein Wunder, daß phantasie- und gemüthvolle Menschen in der Natur die ewig fruchtbare Mutter sehen, die fort und fort unzähligen Kindern das Leben schenkt. Aber jetzt müssen wir nüchtern fragen: **Woher das Leben?**

Hören wir, was die Naturwissenschaften sagen. Die neuern Wissenschaften lehren einstimmig, daß es eine Zeit gab, da kein Leben auf der Welt vorhanden war. Die meisten Gelehrten nehmen die sogenannte *Kant-Laplace'sche Hypothese* an, die eine große Wahrscheinlichkeit besitzt, und die in keinem Widerspruch mit der Offenbarung steht. Nach dieser Annahme entstand unser ganzes Sonnensystem: Die Sonne, die Erde, und die andern Planeten aus einer gewaltigen Gasmasse, die über einen großen Theil des Himmelsraumes zerstreut war. Allmählich ballte sich diese Masse zusammen, drehte sich um ihre Achse, — natürlich durch eine ihr vom Schöpfer gegebene Bewegung —; die Masse verdichtete sich mehr und mehr, und infolge der Drehung sonderten sich Gasringe ab, die sich wieder allmählich zusammenzogen, Kugelgestalt annahmen und die Planeten bildeten, die sich um die Urkugel, die Sonne, bewegten.

Einige dieser kugelförmigen Gasmassen geriethen, — ob infolge der Verdichtung oder chemischer Vorgänge — in Brand, wie denn die Sonne noch gegenwärtig ein glühender Gasball ist. Auch der Mond, der jetzt vollständig erkaltet zu sein scheint, muß einst in einem feurigen Zustand gewesen sein. Denn mit einem einfachen Fernglas kann man eine Urmenge großer Krater auf der Mondoberfläche sehen, die einst feuerpeiende Berge gewesen sein müssen. Dasselbe gilt von der Erde. Die *Geologie* hat nachgewiesen, daß die Erde vor langer, langer Zeit, vielleicht vor Millionen von Jahren, in einem *feurigen flüssigen* Zustand war. Allmählig begann, infolge der Ausstrahlung von Wärme, die Oberfläche zu erkalten, wurde zäher und dichter und bildete nach und nach eine feste Rinde. Die Erkaltung schreitet noch immer voran, und nach Ansicht der meisten Gelehrten, ist der Kern der Erde jetzt noch *feurflüssig*. Dieser Zustand der Erde erklärt viele Erscheinungen, wie die feuerpeienden Berge, und die Erdbeben. Daß diese und ähnliche Ansichten der Naturforscher in *keinem Widerspruch* mit der göttlichen *Offenbarung* stehen, wird in

einer späteren Abhandlung gezeigt werden, wenn wir über die Bedeutung der sechs Tage der Schöpfung reden werden.

Diese Ergebnisse der Naturforschung beweisen ganz gewiß, daß zu einer Zeit, als die Erde noch *feurflüssig* war, es *keine Spur von Leben*, auf der Erde geben konnte. Jetzt kommt wiederum die Frage: *Wie und woher kommt das Leben*, kommen Pflanzen und Thiere auf die Erde? Die ungläubige Wissenschaft, die um keinen Preis einen Gott anerkennen will, hat auf zwei Wegen versucht, diese Schwierigkeit zu lösen. Die eine Partei sagt: „Das Leben hat sich unter günstigen Umständen aus der leblosen Materie, etwa aus irgend einem Schlamm auf dem tiefen Meeresgrund, entwickelt. Sobald eine einzige lebende Zelle vorhanden war, entwickelten sich aus ihr andere, nahmen verschiedene Gestalt an, wurden vollkommener, bis wir endlich beim Menschen anlangen.“ — Das klingt ja recht schön, ist aber nicht Wissenschaft, sondern *Phantasiegebilde*. Diese Erklärungsweise ist gänzlich *unhaltbar*, *unwissenschaftlich*, *unvernünftig*. Zunächst was diese „*günstigen Umstände*“ sind, welche den Uebergang vom todtten Stoff zum lebenden beförderten, so wissen sie selber nicht zu sagen, was es gewesen sei. War es größere Hitze oder größere Kälte, oder was sonst? Jedermann aber weiß, daß solche besondere „*Umstände*“ das Leben nicht „*begünstigen*“, sondern *zerstören*.

Aber die *Hauptschwierigkeit* gegen eine solche Erklärung des Ursprungs des Lebens ist diese: *Aus dem leblosen Stoff entwickelt sich nie ein lebendes Wesen*, und *kann sich nicht entwickeln*. Es entwickelt sich nie Lebendes aus dem Leblosen. Wohl glaubten das die Gelehrten in früherer Zeit; und vielleicht die meisten gewöhnlichen Leute glauben jetzt noch, daß sich Würmer und Maden aus todttem Fleisch oder in faulen Früchten von selbst entwickeln. Allein genaue Untersuchungen moderner Gelehrter, besonders des berühmten Dr. Pasteur in Paris, haben gezeigt, daß dies ein *Irrthum* ist. Es ist bewiesen, daß die Luft und das

Wasser eine Anzahl kleiner unsichtbarer Keime von lebenden Wesen enthalten — das ist ja auch die Erklärung der ansteckenden Krankheiten, die durch Vaccillen fortgepflanzt werden —. Dr. Pasteur hat gezeigt, daß, wenn man die lebenden Keime in dem Wasser und in der Luft auf künstliche Weise ganz fernhalten kann, keine Pilze und keine andern lebenden Wesen entstehen. So ist denn die moderne Wissenschaft zum Resultat gekommen, daß Lebendes sich nur aus Lebendem entwickelt. Unzählige Versuche sind gemacht worden, um einen Uebergang vom Leblosen zum Lebenden nachzuweisen, — aber umsonst; es ist niemals gelungen, und, so fügen wir hinzu: es wird niemals gelingen, weil aus dem Leblosen Lebendiges sich nicht entwickeln kann.

Es ist nämlich ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen den lebenden und nicht lebenden Wesen, sowohl mit Rücksicht auf die Entstehung als auf Entwicklung und Vergehen. Nennen wir nur einige Unterschiede: Im Körper der Pflanze und des Thieres ist fortwährend ein Hinstreben nach innerer Bewegung; sie nehmen Stoffe von außen in sich auf, verarbeiten sie in sich, verähnlichen (assimilieren) sie sich; wachsen von innen heraus; sie pflanzen sich fort durch Ableger, Samen, u. s. f. und sterben endlich ab. Ganz entgegengesetzte Merkmale zeigen die leblosen Dinge. Da ist, wie uns die Chemiker sagen, nur Streben nach innerem Gleichgewicht der Theile, nach Ruhe und Festigkeit; sie wachsen nicht von innen heraus und pflanzen sich nicht fort u. dgl. Unterschiede mehr. Wie kann aber ein Ding aus sich selbst etwas hervorbringen, das überall die gerade entgegengesetzten Eigenschaften hat? Das ist undenkbar, ist unmöglich.

Was sagen nun die ungläubigen Gelehrten zu diesen Thatsachen, die sie nicht läugnen können? — Interessant ist zu hören, was vor einigen Jahren ein Vorkämpfer des deutschen Unglaubens sagte: „Wollen wir das Leben erklären, so müssen wir entweder die generatio aequivoca (d. h. jene Lehre, wonach das Leben sich aus dem Leblosen entwickelt haben

soll) annehmen, oder einen göttlichen Schöpfer. Jene Abstammungslehre läßt sich thatsächlich nun nicht beweisen. Wenn man aber das Dasein Gottes nicht annehmen will, muß man eben doch jene Abstammungstheorie annehmen.“ Eine gewisse merkwürdige Folgerung! Und da spricht man noch von Wissenschaftlichkeit! Um sich aus all diesen Verlegenheiten zu helfen, wollten einige das erste Leben auf der Erde von anderen Planeten ableiten. „Die ersten Keime des Lebens, so sagten sie, könnten ja auf Meteoriten von irgend einem andern Planeten auf die Erde gefallen sein.“ Das ist geradezu lächerlich. Denn erstens würden alle Lebenskeime zerstört worden sein, weil ja die Meteorite auf ihrer Wanderung durch die Luft in Glühhitze gerathen. Dann kommt zweitens die Frage: Woher das Leben auf jenem andern Planeten, der so freundlich war, uns die ersten Lebenskeime zuzusenden? Wie entstand das Leben dort? Waren ja doch diese Planeten einst auch in einem feuerflüssigen Zustande! Alle diese Erklärungen sind also ungenügend, ja höchst thöricht, und man muß sich nur wundern, daß sie im Ernst gemacht werden können.

Darum fragen wir wiederum: „Woher das Leben in den Pflanzen, in den Thieren, im Menschen?“ Es bleibt nur eine Antwort: „Das Leben ist von Gott, dem Urquell des Lebens, in die Natur, d. h. in Pflanzen und Thiere gelegt worden, und dem Menschen wurde es gegeben durch die Seele, die „Gott dem Adam einhauchte.“ (Schluß folgt.)

Die alten Heiden dichteten, daß ihre Götter auf dem Regenbogen vom Himmel auf die Erde niederstiegen; Wahrheit ist es, daß unser Gott auf die Fürbitte Mariens, auf den Ruf dieses himmlischen Regenbogens, sich herabläßt zu den Menschen, sich mit ihnen versöhnt und Frieden schließt, daß er verwirklicht sein tröstendes Wort, das er einst zu Noe gesprochen, daß hinfort keine Wassersfluth mehr komme, alles Fleisch zu verüthen. Diese Verheißung gilt Derjenigen, welche ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung ist wie der Regenbogen, bezieht sich auf Maria, welche dem Sünder den Frieden erbittet und ihn wieder mit Gott versöhnt.

## Wiedervereinigung des Morgen- und Abendlandes.

Wie ein Märchen aus längst verrauschten Zeiten ging in den letzten Jahren die Kunde durch die katholische Welt, daß einzelne Völker des Orients sich wieder ihrer Mutterkirche, der römisch-katholischen, zugewandt haben. Wir nennen das märchenhaft; denn hat man seit dem Florentiner Concil im 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage je so etwas gehört? Außer einigen Einladungen von Päpsten und anderen hervorragenden Männern haben so gut wie keine Verhandlungen mit dem Morgenlande mehr stattgefunden, von thatsächlichen Erfolgen ganz zu schweigen. Unter Leo XIII., dem großen, weittragenden Pontifex, sollte wenigstens der Anfang einer Wiedervereinigung der morgen- und abendländischen Kirche, sollte die erste Annäherung versucht werden. Und den Versuch darf man einen glückverheißenden nennen.

Es ist keine Frage: die früheren Unternehmungen scheiterten daran, daß man glaubte, den Orientalen könne ohne Weiteres abendländische Kultur und Kirchenwelt aufoktroviriert werden. Man verstand, ja man suchte nicht einmal zu verstehen, daß in allen Nebensachen unbedingt der Satz gelten müsse: Der Orient den Orientalen! Man verachtete vielfach diese patriarchalischen Institutionen der dortigen Kirchen und glaubte in jenen, die seit Jugendjahren einem selber vor Augen standen, das Ideal und den Ausbund des möglichst Vollendeten sehen zu müssen. Das psychologische Begreifen nicht nur der Ursachen der Trennung, sondern auch der jetzigen Zustände — das muß das erste sein, soll eine Einigung und Verständigung zu Stande kommen. Psychologisches und historisches Erfassen und von Herzen Concediren, dürfte aber in diesen Fällen ohne weiteres zusammenfallen. Das hat Leo XIII. gethan, sehr zum Verdruß gewisser, auch hochstehender Herren; er hat den Orientalen versprochen, ihre Kirchensprache, ihren Ritus, ihre Disziplin, ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten zu lassen, ja er hat eigene Seminare und Schulen auf orientalischer Basis geschaffen und

dadurch sich und der katholischen Kirche in weiten Kreisen die Herzen gewonnen. Er hat anerkannt, so sagt die „Augsb. Postztg.“, daß die Frage der Wiedervereinigung weniger eine Kirchen- als eine Culturfrage ist, die nicht durch diplomatische Verhandlungen und politisches Eingreifen, sondern durch allmähliges gegenseitiges Verstehen und Entgegenkommen gelöst werden kann.

Ganz im Sinne des Heiligen Vaters hat nun der frühere Würzburger, jetzt Wiener Universitätsprofessor A. Ehrhard eine treffliche, sehr empfehlenswerthe Schrift in dieser Materie erscheinen lassen unter dem Titel: „Die orientalische Kirchenfrage und Oesterreichs Beruf in ihrer Lösung (Wien und Stuttgart 1899. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1,40 M.).“ Die geistvolle, tiefe und gelehrte Darstellung paart sich mit edler, echt katholischer Milde und freundlichem Verständniß anderer Ideewelten. Die Schrift umfaßt die Geschichte der Trennung, die Hoffnungsgründe und das Wie? der Lösung der dogmatischen und sonstigen Verschiedenheiten. Werthvoll sind die reichen Literaturangaben.

Ehrhard gründet keine Unionshoffnungen auf die bisherigen Unionsversuche und auf das zähe Festhalten der orientalischen Kirchen an den wesentlichsten Grundsätzen des Katholicismus. Bekanntlich hat gerade letzteres die Versuche Döllingers, alle Christen des Morgen- und Abendlandes zu einer Waffenbrüderschaft gegen das verhaßte Rom zu verbinden, illusorisch gemacht. Weil die Russen dogmatisch nicht nachgaben, blieben die Verhandlungen der zwei Unionsconferenzen (1874 und 1875) in Bonn ohne jeden weiteren Erfolg. Dieses zähe Festhalten nennt Ehrhard mit Recht eine providentielle Erscheinung, wie er überhaupt das nach unserer abendländischen Ansicht „erstarrte“ Kirchenwesen anziehend culturhistorisch zu erklären versteht. (S. 54 ff.) Etwas auffallen mag des Verfassers Anschauung, daß gerade Oesterreich in dieser Frage eine hervorragende Rolle zu spielen

habe, um so mehr auffallen, als er unter Oesterreich nicht die Regierung, sondern die Katholiken der beiden Reichshälften versteht. Wir glauben, daß Oesterreich auf Jahrzehnte hinaus mit sich selbst genug zu thun hat und darum die Missionsarbeit im Orient den regsameren Schaaren aus Frankreich und Italien wie bisher zu überlassen gezwungen sein wird. Der Untertitel des Büchleins hätte daher füglich wegleiben können. Die ganze Frage ist, wie der Verfasser selbst sagt, eine allgemein christliche Angelegenheit, keine specifisch österreichische.

Und was ist nun unsere heutige Aufgabe? Eine dreifache: eine theologische, welche eine objectiv Würdigung orientalischer Eigenart und religiöser Vergangenheit, eine wissenschaftliche Erforschung von Literatur und Kultur, Quellenuntersuchungen u. a. zum Ziele hätte.

**M**aria kann, Maria will, Maria muß uns lieben, darum ist ihr Herz voll Liebe, ein unergründlicher Ozean, ein unermeßlicher Abgrund von Liebe, es ist der Tempel der Liebe, der Thron, der Altar, das Heiligthum der Liebe; es nährt sich nur von den Flammen der Liebe; diese Liebe war der Anfang, der Fortschritt und das Ende seines schönen Lebens; es war nichts anderes mehr, als Liebe. Es begann zu lieben am Anfange seiner Erschaffung und hat von jener Zeit niemals mehr aufgehört; die Liebe ließ es leben und brachte ihm den Tod; alle Tage seines Lebens waren Tage der Liebe; nicht einmal im Schlafe, im Traume hörte die Liebe dieses Herzens auf! Darum ruft eine große Dienerin Mariens M. Blemur aus: Die Liebe des heiligsten Herzens Mariä ist glühender, als selbst das Feuer, stärker als der Tod, unbefiegbarer als die Hölle und kostbarer als alle Reichthümer der Welt.

**W**ie oft trifft nicht ein Unglück eine Familie, ein Unglück, das euch das Herz preßt und euch den Zammerruf entlockt. O nehmt es an aus der Hand Gottes; die göttliche Liebe hat es euch geschenkt, als Liebesgabe opfert es wieder dem Herrn. Wenn die Ver-

Es müßte daran gearbeitet werden, die bestehenden Unterschiede religiöskirchlicher Natur zu prüfen und zu beseitigen. Ehrhard führt die drei schwierigsten Controverspunkte bezüglich des Ausganges des hl. Geistes, der unbefleckten Empfängniß Mariens und des römischen Primats vor und sucht sie zu lösen. Die weitere kirchliche Aufgabe siele der kirchlichen Autorität zu und eine allgemein christliche dem katholischen Volke, das durch Gebete und Opfer seinerseits zum Unionswerk beitragen sollte.

Der Ehrhard'sche Schriftchen hat uns wiederum die Möglichkeit der von Millionen ersehnten Wiedervereinigung bewiesen. Möchte es die Schwellen all jener überschreiten, welche im Stillen an diesem Culturproblem ersten Ranges arbeiten, nicht minder auch die aller ehrlichen Gegner. Beide Leser werden finden, daß wir dem „Unus pastor et ovile“ näher stehen, als wir vielleicht glauben.

führung naht und der Kampf heiß und streng wird, da ist euch die Nase des Kampfes geboten, dann fliehet zu Jesus und Maria und opfert ihnen eure Kämpfe auf, denkt an den ägyptischen Joseph, der lieber in den Kerker geworfen werden wollte, als daß er Gott beleidigte. Schenkt euch der Herr eine Krankheit, wirft er euch auf's Krankenbett, um euch im Feuer des Leidens zu prüfen, oder erleidet ihr den Verlust zeitlicher Güter, so ruft mit dem frommen Job: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gepriesen! So viele Kämpfe und Trübsale, so viele Mühseligkeiten und Leiden, so viel Kummer und Sorgen euch der Herr schickt, so viele Rosen der Liebe bietet er euch dar, die ihr pflücken müßt, so oft will er euch läutern im Feuer der Liebe; denkt an die Worte des heil. Gregorius: „Keine Seele wird strahlen im Glanze der ewigen Schönheit, die hier nicht im Feuer der Liebe geläutert worden ist.“

**D**as Auge schaut den Himmel offen  
Erst wenn's im Tode bricht. —  
Den Himmel sollst du standhaft hoffen,  
Doch für die Erde nicht.

## Religionslose oder religiöse Erziehung?

Anhausen, den 3. März 1899.  
Erster Brief.

Mein lieber Neffe!

er hat Dir denn so etwas in Dein ehrliches Hirn hineingehegt? Ich hätte es nicht für möglich gehalten, aber da steht in Deinem letzten Briefe schwarz auf weiß geschrieben: „Meine Kinder denke ich nicht zu irgend einer Religion zu zwingen. Bevor sie sich selbst entscheiden können, will ich sie zu guten Menschen, aber weder zu Katholiken noch zu Protestanten noch zu irgend etwas anderem erziehen.“

Ich bitte Dich, wer bist Du denn selbst? Bist Du auch weder Katholik noch Protestant noch sonst etwas? Das sollte man erwarten. Doch nein, da folgt ja ein feierliches Glaubensbekenntniß: „Ich selbst freilich bleibe mit ganzer Seele, was ich bin, ein Kind der heiligen römisch-katholischen Kirche, deren Lehren und Gesetzen ich stets anhangen werde.“

Du merkst selbst nicht, armer Schelm, daß Du in sehr wichtigen Punkten den Lehren und Gesetzen dieser heiligen Kirche schon untreu geworden. Du leugnest ja, was Christus unser Herr zu den Aposteln gesagt: „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Die Apostel leben nicht mehr, man kann sie nicht persönlich hören noch persönlich verachten. Allein sie haben Rechts- und Gewaltnachfolger hinterlassen, die in ihrem Auftrage wirken. Wer deshalb diesen Nachfolgern der Apostel gehorcht, auf sie hört, der gehorcht den Aposteln; und wer die Rechtsnachfolger der Apostel verachtet, der verachtet die Apostel. Nun weißt Du aber Geschichte genug, um sagen zu können, daß sämtliche Sekten ohne jede Ausnahme nicht dadurch entstanden sind, daß ihre Gründer auf die Nachfolger der Apostel hörten, sondern daß man die Nachfolger der Apostel verachtete. Keine einzige Sekte ist entstanden, indem man die zu Recht bestehende religiöse Ordnung und Unterordnung aufrecht erhielt, sondern indem man

sie stürzte. Stillschweigend anerkennen das alle Sekten. Die Anglikaner, sowie die Lutheraner und Calvinisten sagen z. B., daß ihre Religionsgemeinschaften sich im 16. Jahrhundert von der römischen Kirche abgesondert, das heißt die alte, die bestehende Ordnung verlassen haben. Wenn aber eine der beiden Ordnungen, die alte oder die neue, von den Aposteln herrühren soll, dann braucht es doch nur ein Quentchen Menschenverstand, um einzusehen, daß dies unmöglich die frischgebackene sein kann.

Da sehe ich zufällig wieder auf Deinen Brief und finde die Bemerkung hingeworfen: „Alle Religionen sind ja doch so mehr oder minder gleich.“

Eine nette Geschichte das, mein Lieber! Also alle die edlen Männer und Frauen, die vor dreihundert Jahren in England und Irland lieber Vermögen und Stellung und Familienglück und Heimath und Leben opferten, als daß sie vom katholischen, vom heiligen, römisch-katholischen und apostolischen Glauben ließen, — für was haben sie sich denn geopfert? Ich meine denn doch, wenn man mir zumuthet, etwas hinzugegeben, um mehr oder minder gleichviel wieder zu bekommen, dann werde ich mich nicht so fürchterlich sperren, dann würde ich doch keine Schlösser und Landgüter fahren lassen, wenn ich sie besäße — ja welcher Mensch könnte Wohl und Wehe von Gattin und Kindern — Du hast selbst Gattin und Kinder und liebst sie — hintansezen, wenn es sich beim Religionswechsel nur um ein mehr oder minder handelte.

Du hast gut zugehört, als man Dir vor schwätzte oder aus der Arbeiterzeitung vorlas, die Religionen seien alle so mehr oder minder gleichgütig; aber gedacht hast Du nicht. Nachplappern lernst Du in den Kreisen, in denen Du jetzt zu verkehren scheinst aber denken kannst Du nicht mehr recht. Hoffentlich hast Du jedoch in dieser Kunst noch so viel Übung, — mein Gott, wie grob bin ich geworden, nein, nein, so – so – sollte ich zu meinem lieben

Frei nicht reden. Aber was mich in Harnisch brachte, war auch nicht so sehr mein theurer Neffe, als vielmehr der bare Unverstand, der in diesem Worte liegt. Ist es nicht wirklich so? Wenn alle Religionen mehr oder minder gleichen Werth haben, dann sind alle Märtyrer nicht Märtyrer für die Wahrheit, sondern Märtyrer für eine fixe Idee, das heißt theilweise Verrückte, nicht mehr. Das wäre doch arg. Jesus Christus ist die Wahrheit. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ — die Märtyrer haben den Ehrentitel: *Märtyrer*, das heißt Blutzeuge Christi. Müßte man nicht sagen, Christus sei der Irrthum, um keine schlimmern Ausdrücke zu gebrauchen, wenn Seine Märtyrer für eine fixe Idee gestorben sind?

Du hast Deine biblische Geschichte noch nicht vergessen. Da stand einmal in Jerusalem ein Mann vor Gericht, vor einem Religionstribunal. Er war angeklagt, Lehren zu verbreiten, welche der bestehenden Religion zuwiderliefen, ja man behauptete, er wolle eine ganz neue Religion gründen. Was sollen wir ihm rathen? Wir sagen ihm: „Sei kein Thor! Wozu eine neue Religion gründen? Alle Religionen sind mehr oder minder gleich. Wenn die Herrn Richter keine neue Religion wollen, laß sie bei der alten. Auf ein mehr oder minder kommt es ja nicht an!“ Würdest Du es fertig bringen, so zu reden? Wahrhaftig nicht. Und doch ist die in Rede stehende Phrase eine solche grauenhafte Lästerung Jesu Christi, und die Leute, von denen Du sie gelernt, sind viel schlimmer, als die Hofleute des Königs Herodes, welche dem Herrn das Narrenkleid anlegten — sie sind viel schlimmer, ob mit oder ohne Schuld und Bewußtsein, darüber wird Jesus Christus, der für seine Religion gestorben ist, dereinst richten, — sie sind viel schlimmer, wenn auch ihre Worte noch so human, noch so amerikanisch klingen. Gott bewahre Amerika vor solchen Propheten! Wir wollen in Frieden leben mit Andersgläubigen. Allein dieses Bestreben darf um keinen Preis aus der Meinung hervorgehen, alle Religionen seien gleich. Es beruht auf ganz andern Grundsätzen. Es geht hervor aus der Thatsache, daß der Staat, dem

wir angehören, aus guten Gründen von dem Rechte Gebrauch gemacht hat, unter besondern Verhältnissen Religionsfreiheit anzuerkennen, und daß in Folge dessen jedem Bürger die Gewissenspflicht obliegt, die im Glauben Getrennten auf keine Weise zu kränken. Ferner ist es keineswegs unsere Sache, zu urtheilen über die persönliche Schuld anderer. Was wir zu thun haben, ist lebiglich, unsern eigenen Glauben festzuhalten in der Ueberzeugung, daß es jener Glaube ist, der durch eine ununterbrochene Reihe rechtmäßiger Lehrer zu uns gekommen ist von den Aposteln her, den ersten Völkerhirten, denen das inhaltschwere Wort gesprochen wurde: „Wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich,“ (Luc. 10, 16) und das andere: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker. Wer glaubt und sich taufen läßt, der wird selig; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ (Marc. 16, 16).

Jetzt sehe ich im Geiste schon, wie Du beim Lesen dieser Zeilen erblassest, und wie sich Deinen Lippen der Ausruf entringt: „Nein, eine solche Sprache! So krass darf man es doch nicht sagen.“

Ruhig, mein Lieber. Wer darf das so krass nicht sagen? Derjenige, welcher diese Worte gesprochen? Dem wirft Du doch hoffentlich keine Vorschriften zu machen gedenken.

Wer denn sonst? Ich? Aber was soll ich denn minder krass sagen? Sicherlich nicht diese Worte Jesu Christi. Was aber sonst? Etwa, daß sämtliche nicht römisch-katholische Religionsgemeinschaften zu irgend einer Zeit einmal den Rechts-Nachfolgern der Apostel den Gehorsam verweigert und dadurch Jahrhunderte nach Christus entstanden sind? Aber in diesem Punkte giebt es nur Ja und Nein. Entweder sind diese Gemeinschaften in Verbindung mit den Aposteln, oder sie sind es nicht. Ein Mittelweg, ein stufenweises Uebergehen ist da unmöglich. Wer nicht ja sagen will, sagt schon von selber nein. Was kann ich nun dafür, daß die Antwort, die man geben muß, einer Reihe von Leuten peinlich ist? Steifnackig und eigensinnig stehen die Thatsachen uns gegenüber. Wir haben sie nicht herbeigeführt, und

es liegt in keines Menschen Gewalt mehr, sie zu ändern.

Uebrigens spreche ich hier ja auch nicht zu einem protestantischen Mitbürger, sondern zu einem wankenden Katholiken, und habe nicht die Absicht, Jemanden gegen andere aufzuheben, sondern ihn selbst in seinem Glauben zu stärken.

Nachdem ich nun den langen Brief wieder durchgelesen, fürchte ich, es werde bei Dir der Gedanke aufsteigen, Onkel Ludwig sei im Laufe desselben doch bedeutend von seinem Thema abgewichen. Ich will auch gestehen, daß ich den einen oder andern Gedanken wohl hätte kürzer fassen oder ganz weglassen können. Es schadet Dir aber nicht, die Lehre von der einzig wahren Kirche einmal wieder des längern beherzigt zu haben. Diese Wahrheit ist die Grundlage von allem, was ich Dir in einem spätern Briefe über die Erziehung Deiner Kinder mittheilen möchte. Wirf deshalb diesen Brief nicht in den Papierkorb.

Eine Bitte aber habe ich noch an Dich, lieber Fritz. Du schwebst nämlich in gar ernster Gefahr, Deinen heiligen Glauben zu verlieren. Wundere Dich nicht. Es ist so. Mein erlöschendes Auge sieht mehr als Dein lebensfrisches. Nun bete doch mehr als sonst um die große Gnade der Erhaltung im wahren Glauben. Das ist Deine Pflicht. Dein Glaube wird auch, davon sei überzeugt, Gegenstand des herzlichsten Gebetes sein für

Deinen Onkel

L u d w i g E i c h h o l z .

---

### Zweiter Brief.

---

Lieber Fritz!

In meinem vorigen Briefe hatte ich Dir den Vorwurf gemacht, Du seiest in wichtigen Punkten von den Lehren und Gesetzen der heiligen Kirche bereits abgewichen, indem Du den Entschluß faßtest, Deine Kinder religionslos zu erziehen. Gegenstand dieser Zeilen ist nun natürlich nicht die Zurücknahme dieses harten Vorwurfes, sondern die Bekräftigung und Begründung desselben. Ja, lieber Fritz, ich kann

es Dir nicht ersparen: Wer redet wie Du, der begehrt dadurch in einem Athemzuge eine Reihe von Sünden gegen den Glauben. Ist das nicht schrecklich? Und leider, es ist wahr.

Die Kirche, der wir angehören, ist die einzig wahre Kirche. Daraus folgt unmittelbar, daß es für den Menschen durchaus nicht gleichgiltig ist, ob er ihr angehört oder nicht. Daraus folgt weiter, daß es für den Vater durchaus nicht gleichgiltig sein darf, ob seine Kinder dieser Kirche angehören oder nicht, daß es im Gegentheil eine heilige Pflicht der Eltern ist, ihre Kinder der einzig wahren Kirche zuzuführen und zu thun, was in ihren Kräften steht, um die Kinder zu würdigen Gliedern derselben zu machen.

Alles dieses stellst Du in Abrede. Du sagst ausdrücklich: ich habe nicht die Pflicht, die unsterblichen Seelen meiner Kinder der Kirche zuzuführen. Du erklärst, es sei Dir gleichgiltig, welcher Religion sie angehören. Damit behauptest Du dann zugleich, das sei auch für die Kinder gleichgiltig; denn sonst könnte es unmöglich Dir gleichgiltig sein. Zu allem Ueberflus kommt auch noch der Satz, alle Religionen seien so ziemlich gleich.

Nun bitte ich, ist denn bei Licht besehen, ein solches Gebahren nicht offenkundige Leugnung von Gottes Wort und Auflehnung gegen sein Gesetz? Kann man einer deutlich ausgesprochenen Glaubenslehre unverhüllteren ja trotzigeren Widerspruch entgegenzuschleudern, als wenn man der ewigen Wahrheit zuzuruf: „Gerade das Gegentheil von dem ist richtig, was Du sagst.“

Such Dich nicht herauszureden, indem Du sagst: „Sobald die Kinder ihre vierzehn, fünfzehn Jahre haben und fähig sind einen Entschluß zu fassen, werde ich all meinen Einfluß aufbieten, um sie zur wahren Kirche zu führen.“ Damit begehst Du eine andere Sünde gegen Deinen katholischen Glauben. Du erklärst damit nämlich, daß es für die Kinder unter jener Altersstufe nicht nothwendig sei, der Kirche anzugehören. Das wäre eine geradezu grauenhafte Behauptung. So viele viele junge Menschenseelen sollen mit der Kirche nichts zu thun haben? Sie sollen außerhalb derselben stehen und warten müssen, bis

sie ihre vierzehn, fünfzehn Jahre haben? Diese Seelen sind doch gerade so unsterblich, wie die Seele des Greises ist, und sie sind, wie jeder Menschengestalt von Natur christlich.

Es ist ferner ganz ausdrückliche Glaubenslehre, daß die Kinder getauft, und dadurch in die Kirche aufgenommen werden können und müssen, und daß Eltern schwer sündigen, wenn sie die Taufe ihrer Kinder ungebührlich hinauschieben. Diese ausdrückliche Glaubenslehre leugnest Du ebenfalls. Du behauptest, die Pflicht nicht zu haben, für die Aufnahme Deiner Kinder in die wahre Kirche zu sorgen.

Auch die Kinder sind für die Kirche da. Wahrhaftig. Der göttliche Stifter der Kirche hat sie zu sich gerufen, geliebt und gesegnet. Verständige Mütter hatten sie gebracht. Und als die Apostel irthümlich meinten, für den Augenblick sei nicht die rechte Zeit, weil der Herr Ruhe bedürfe, da würdigte sich der Gottmensch in ganz unzweideutiger Weise, seine Ansicht über das Kind zum Ausdruck zu bringen. „Lasset sie zu mir kommen“ sprach der Mund der ewigen Liebe. Du aber sagst zu Deinen Kindern: „Ihr geht mir nicht hin! Ihr sollt mir nicht katholisch werden! Wenn Ihr älter seid, mögt Ihr Euch entscheiden. Der Messias zwar ladet Euch ein; er meint, Ihr seiet schon alt genug, um ihn zu lieben und seinen Segen zu genießen. Allein ich weiß es besser. Ihr müßt warten! Vielleicht entscheidet Ihr Euch dann für die Pharisäerreligion, oder beuget Euer Knie gar noch vor Baal.“ Sieh, so gottlos ist diese Lehre, zu der Du Dich bekenntst.

Du sagst: „Ich will meine Kinder wohl zu guten Menschen erziehen.“ Damit sprichst Du eine neue Ketzerei aus. Es kann ja Niemand ein guter Mensch sein, außer er hat die wahre Religion und übt sie. Sobald ein Wesen Mensch ist, das heißt, sobald ein Körper mit einer unsterblichen Seele zu einer Person vereinigt ist, hat diese Person die Pflicht, Gott zu dienen. Das ist ihre erste und fundamentale Obliegenheit: Auf sie führen sich alle andern, die Pflichten gegen den Nächsten, zurück: ich muß den Nächsten lieben, weil es Gott will. Das Wort „Mensch“ ist gleich-

bedeutend mit „Diener Gottes.“ Dieses Dienstverhältniß Gott gegenüber ist die ursprünglichste unserer Aufgaben. Wir werden gerichtet werden, nicht je nachdem wir gute oder schlechte Arbeiter gewesen, sondern die höchste Frage, die uns gestellt wird, lautet einfach: Bist Du ein guter Mensch gewesen? hast Du Gott dem Herrn treu gedient?

Zu den ersten Pflichten nun, die Gott uns aufgelegt hat, gehört auch, daß wir uns an die von ihm gewollten Religion anschließen. Hieraus folgt, daß Niemand ein „guter Mensch“ sein kann, ohne daß er der wahren Religion beiträgt. Darum nun werden Deine Kinder niemals gute Menschen sein, wenn sie auch noch so gehorsam und freundlich und fleißig sind; eines wird immer fehlen, die Religion.

Wenn dem nun so ist, mein lieber Fritz, und wenn alles hochtrabende Reden der Welt und alles Freiheitsgeklingel nichts daran ändern kann, so ergibt sich daraus eine weitere schwerwiegende Folgerung. Jeder Mensch ist an und für sich verpflichtet, katholisch zu werden. Deshalb hast Du die schwere Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß Deine Kinder der wahren Kirche auch wirklich beitreten. Was soll man nun sagen, wenn Du das beste und wirksamste Mittel zur Erfüllung dieser heiligen Pflicht vernachlässigst: das Zaubermittel der Gewöhnung in frühesten Jugend. Was ein guter Haken werden soll, muß bei Zeiten gebogen werden, sonst könnte es später brechen. Was Hans können soll, das muß Hänschen gelernt haben; Hans lernt nimmermehr.

Und wäre es nur die Vernachlässigung dieser schweren Pflicht! Allein Du thust mehr. Du gewöhnst Deine Kinder nicht nur nicht an die katholische Religion, nein Du gewöhnst sie an eine falsche Religion. So ist es. Gewöhnst Du sie nicht an Religionslosigkeit? Nun wohl. Das ist eine falsche Religion, eine grundfalsche. Es ist eine falsche, weil es nicht die wahre ist; alle Religionen aber, die nicht wahr sind, sind falsch. Es ist eine grundfalsche, weil vorausgesetzt wird, eine bestimmte Religion sei für Kinder überhaupt nicht nothwendig.

Jetzt frage ich Dich zum Schlusse: Ist es nicht ein grauenvoller Abgrund voll Irthum und Gewissenlosigkeit, der uns aus dem kurzen Sage „Ich erziehe meine Kinder religionslos“, entgegenläßt? Und Du, mein lieber Fritz, Du willst all die schwarzen Trebel gegen Gott, gegen die Kirche, gegen das heiligste Recht Deiner eigenen Kinder auf Deine Seele laden? Ich kann es nicht glauben und will bei mir denken und im Gebete zu Gott sprechen: „Vater verzeih' ihm, er hat nicht gewußt, was er that.“

Wie schön ist doch eine katholische Familie. Das Kind kann noch nicht gehen, da lernt es schon die Händchen falten und den süßen Erlösernamen aussprechen, um die ersten seiner Pflichten, die der Gottesverehrung zu erfüllen. Es wird zum Gehorsam angehalten, aber es merkt: Der Gehorsam muß sein; die Eltern, die ihn verlangen, stehen selbst unter einem höheren Gesetze. Des Abends und wenn eben möglich auch des Morgens, kniet die Familie zum Gebete nieder, und kein Prediger vermag so eindringlich über die Wichtigkeit des Verkehrs mit Gott zu reden, als das einfache Beispiel von Vater und Mutter. Vater und Mutter sind es, welche durch ihr Beispiel dem Kinde die rechte Meinung über Kirche, über Priester und Gottesdienst, über Schule und Lehrer beibringen. Gute und schlimme Ereignis-

nisse sieht das Kind ohne weiteres als Gottes Güte an. Warum? Nun, Vater und Mutter sprechen darüber, Vater und Mutter sind zufrieden mit harten Schickungen, und — o wie dieses Beispiel mächtig und unwiderstehlich ist. O heiliges, seliges Familienleben! Wie freudig gehen die Engel ein und aus in diesem glücklichen Heim! Wie entzückt blickt Gottes Auge herab auf dieses Haus, ein Abbild des Hauses von Nazareth.

Mein lieber Fritz, ich wage es nicht, Dich zu fragen, ob dieses Bild ein Bild Deiner Familie sein soll oder nicht. Darüber kann doch wahrhaftig kein Zweifel sein. Kehre zurück von dem Wege, auf den Du infolge schlechter Gesellschaft gerathen bist. Dieser Weg führt zu Deinem und Deiner Kinder Verderben. Halt Dich an die Einfalt Deiner guten Eltern, sie ist Dein Glück gewesen, und thu' ihrem Staube nicht die Schande an, einen Verfechter unkatholischer Ideen unter ihren Kindern zu haben, einen, der auf sicherem Wege in die Hölle wallfahrtet.

Hiermit will ich schließen. Aufklärung und Belehrung muß sein; aber was schließlich Deine arme gefährdete Seele rettet, ist Dein und guter Leute inbrünstiges Gebet um Gottes Gnade.

Dein Onkel

Ludwig Eichholz.

**M**agst du auch im armen Gewande einhergehen, mein Christ, magst du elend und gebrechlich sein, wenn du die Liebe hast, dann bist du reich; dann heißest du ja Gott und mit ihm Himmel und Erde, dann hast du alle Tugenden, denn die Liebe ist ihre gemeinsame Quelle, dann hast du alle Vollkommenheiten, da ja die Liebe das Band der Vollkommenheit ist, wie Paulus sagt.

**W**as die Sage von dem natürlichen Regenbogen erzählt, daß man dort, wo er die Erde berührt, die sogenannten Regenbogenschüsselchen findet, die vom reinsten und lautersten Golde sind und einen unermesslichen Werth haben, das wird bei Maria, dem himmlischen

Regenbogen, zur Wahrheit. Die Seele, welche Maria berührt, findet einen Schatz; das Herz, welches Maria sucht, wird schön durch den Glanz ihrer unaussprechlichen Schönheit; der Christ, welcher das Ideal aller Tugenden verehrt, wird tugendhaft. Bei diesem Regenbogen findet man Gold, kostbarer als alle Schätze Indiens, werthvoller als alles Gold Kaliforniens, einen Schatz der Tugend, der glücklich macht, wie es heißt: Glückselig der Mensch, der an meinen Thüren wacht Tag für Tag und meiner wartet an der Schwelle meiner Thüre; einen Schatz, der das ewige Leben erkaufte, wie Richard von St. Lorenz sagt: Maria verehren ist so viel als sich den Schatz des ewigen Lebens sammeln.

## Es gibt einen Gott.

Gegenwärtig haben wir Millionen von Menschen, die das Dasein Gottes leugnen, die die Kirche und ihre Einrichtungen stürzen und von Religion und Glauben überhaupt nichts wissen wollen. Sie bekennen sich öffentlich als Atheisten, d. i. solche, für die keine Gottheit existiert. Wie weit sie mit dieser Meinung gekommen sind, hat sich schon bei verschiedenen Anlässen gezeigt; insbesondere erkennen und fürchten viele unter ihnen ein Dasein Gottes, wenn ein unabwendbares Unglück über sie hereinbricht. Dann haben manchmal die Lippen, die früher Gott und Vergeltung bestritten, ein zitterndes „Vielleicht doch“ gesprochen. So auch in unserem Falle, der sich in Amerika zutrug, wo Unglaube und Atheismus weit und breit sich kundgeben.

Dort war einer Familie das einzige Kind erkrankt. Der Vater desselben rühmte sich, einer der entschiedensten Bekämpfer der Kirche zu sein. Hatte er doch schon etliche Male heftige Schmähreden gegen dieselbe öffentlich gehalten. Und die Mutter, nun, das war eine Weltkame die jahrelang schon das Innere eines Gotteshauses nicht mehr erblickt hatte, obgleich sie fromm erzogen war. Der Sohn, der jetzt krank darnieder lag, besaß zwar sehr gute Gaben, aber er war von vornherein im Unglauben erzogen. Er war in vielen Dingen sehr bewandert, so in Zoologie, Mineralogie, Chemie zc., kurz, er kannte wohl die Dinge, aber nicht ihren Schöpfer. Zur Kirche war er niemals geschickt, wohl aber hatte ihn der Vater frühzeitig mit in das Theater genommen, wo bisweilen recht unerlaubte und anstößige Dinge aufgeführt wurden.

Dieser Knabe war also krank, und der Arzt, ebenfalls ein Atheist, hatte bereits erklärt, der Augenblick sei nicht mehr fern, wo der Kranke „in das Nichts zurücksinken“ werde. Rathlos standen jetzt die Eltern am Lager ihres sterbenden Kindes.

Wie sich bereits deutliche Anzeichen des nahenden Todes in den Zügen des Knaben wahrnehmbar machen, wird zuerst die Mutter auf's

heftigste ergriffen. Sie gedenkt jetzt, zum ersten Mal nach langen Jahren, daran, daß ihrem Vater ein Priester die Sterbestunde erleichtert habe. Und nun geht ihr ein Licht auf, jetzt sieht sie ein, wie schwer sie sich an ihrem Kinde versündigt hat. Ohne ein Wort zu sagen, erhebt sie sich, sie will gehen. Der Gatte tritt ihr entgegen, er fragt, wohin sie wolle, und erhält zur Antwort: „Fort, ich hole ein Priester!“

Der Mann äußerst betroffen, sucht ihr dieses Vorhaben auszureden. „Du wirst keinen finden,“ meint er, „wir sind als Gegner der Kirche bekannt, und da wird kein Priester mit dir gehen. Und übrigens — denke an unsere Freunde, welchen Spott würden wir auf uns laden, wenn die das erführen?“

Aber die Frau macht sich auf den Weg, und der Vater ist mit dem sterbenden Kinde allein.

Der Knabe liegt inzwischen bleich und regungslos da. Sein Athem wird schwach und röchelnd. Der Vater sieht nicht ohne Betrübniß sein Kind sterben, doch damit ist ja auch alles aus, und ein Jenseits gibt es ja nicht, viel weniger einen Gott. Da regt sich plötzlich in seinem Innern die Frage: Wenn aber beide dennoch vorhanden wären? Er sucht sich des Gedankens zu entledigen, umsonst, er kehrt mit neuer Wucht zurück, und ihm ist's, als rief ihm einer zu: „Du hast den Untergang deines Kindes verschuldet!“

Er tritt an das Bett des Knaben: „Kind, du wirst sterben; — es heißt, es gäbe kein Jenseits, und es heißt auch wieder, es gäbe doch ein solches. — Vielleicht — giebt es eines, vielleicht nicht. — Bete — zu Gott!“

Der Knabe bleibt regungslos liegen, seine dunklen Augen öffnen sich weit, und er wirft einen kalten Blick auf den Vater. „Was ist beten?“ stammelte er, „Ihr habt es mich nie gelehrt, Wer ist Gott? Du und Mutter sagtet doch immer, es gäbe keinen Gott und keine Hölle. Was soll ich beten?“ Und der unglückliche Knabe, der niemals beten gehört

hatte und selbst darum nicht aus dem Herzen zu beten vermochte, fängt jetzt an, fromme Gebetern nachzuahmen, wie er sie früher bei Gespielen, die christlich erzogen wurden, erblickt hatte —

Draußen erklingt her:its die ängstliche Stimme der Mutter: „O folgen Sie, eilen Sie, vielleicht lebt er noch! Helfen Sie ihm sterben, wenn noch Hilfe möglich ist!“ Jetzt tritt die Mutter ein, und ein ältlicher Priester

folgt ihr auf dem Fuße. Sie wendet den Blick auf den Knaben. „Er lebt noch!“ ruft sie und geleitet den Priester an das Lager des Sterbenden.

Raum hat dieser den Priester erblickt, so stößt er einen erschütternden Schrei aus und wendet sich nach der Wand hin. Der Priester versucht jetzt, dem Knaben Worte des Trostes zuzuflüstern, allein — es war zu spät. Der Tod hatte plötzlich das unglückliche Kind hinweggerafft.

**D**ie Liebe strebt dem Geliebten ähnlich zu werden, denn Jeder ist so geartet, wie seine Liebe, sagt Augustin, da nun Maria ihren Sohn über Alles liebte, so ging ihr Streben einz'g dahin, ihrem göttlichen Sohne ähnlich zu werden.

**W**ie blind sind also die Menschen, die Gott nicht lieben! Gott selbst hat keine Seligkeit als in der Liebe und diese Liebe hat Er auch uns in's Herz gepflanzt, und der Mensch sucht anderswo seine Seligkeit, er sucht sie in Reichthum, in Ehre, in Wohlkünst, in Selbstsucht. Wie fürchterlich täuscht er sich; er findet nur unruhe, nur Trübsal und Schmerz, denn was er heute gefunden, muß er Morgen schon wieder verlassen, denn Alles verändert sich, Alles entschwindet, nur die Liebe bleibt ewig.

**A**ls der Kurfürst von Bayern Max III. auf dem Sterbebette lag, ließ er das Bild der schmerzhaften Muttergottes aus dem Herzogspitale in München zu sich in seine Residenz bringen. Im feierlichen Zuge ward daß Gnadenbild, begleitet von Schaaren, die für den geliebten Landesfürsten beteten und weinten, zu ihm getragen. Es wurde in seinem Zimmer zu Füßen seines Sterbettes aufgestellt und er betrachtete mit großer Andacht das Bild, das in gesunden Tagen, alle Tage seines Lebens von Jugend auf bis jetzt seine Freude war, küßte noch einmal dasselbe mit Inbrunst und gab im Schatten dieses Gnadenbildes seinen Geist auf. Ein herrliches Beispiel treuer Liebe zu Maria bis in den Tod!

**A**ls bei der Sündfluth Noe mit den Seinigen schon lange in der Arche sich befand, wollte er gerne wissen, ob das Wasser nicht bald sinken würde. Es ließ daher eine Taube ausfliegen; die kam aber eilens wieder zurück,kehrte schnell wieder in die Arche heim, denn sie fand nicht, wo sie ihren Fuß hinsetzen sollte, keinen grünen Zweig, keinen trockenen Blaz. So flog Maria, die himmlische Taube, kaum als sie zur Welt geboren war, wieder zurück zum Herzen Gottes, denn sie fand in diesem Thräntenthale keinen wahren Frieden, keine wahre Liebe und Ruhe, als nur allein in Gott.

**M**ühselig ist das Erdenleben; wo ist der Mensch, der noch nie Thränen der Trübsal geweint, wo das Herz, das noch nie die Bitterkeit des Erdenlebens erfahren hat? Und wie viele Unglückliche gibt es nicht, die nur ein Auge zu haben scheinen, um ihr Elend zu schauen, ein Ohr, um die Klagelieder zu vernehmen, ein Herz, um ihre ganze Armseligkeit zu empfinden, die davon schon sich glücklich fühlen, wenn ihr Elend erträglich und ihre Leiden nicht unübersehbar sind. Wer wird da trösten?

**E**s ist allein die Liebe, die hier Trost spenden kann. So lang die Liebe noch lebt, kann jedes Herz noch Trost finden. Wenn du im Gebete am Thorne Gottes dich niedermirrst und in Andacht versunken deinen Gott wahrhaft liebst und nichts Anders willst als Jhu und seine Gnade, dann bist du nicht arm, nicht unglücklich, nicht zurückgesetzt, in diesem Augenblicke bist du nur Liebe und alles Andere ist verschwunden, deine Seele hat sich liebend in Gott versenkt und dadurch gleichsam in ein Meer des Trostes vertieft;

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

## Editorielles.

# Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

**V**om Hochwürdigsten Vater Provinzial erhalte ich die freudige Nachricht der Eröffnung des neuen Hospizes, welches von unseren Vätern an den Niagara Fällen gebaut wurde.

Der neue Erzbischof von Toronto, Most Rev. Denis D' Connor, D. D., wird am Donnerstag, den 15. Juni, um 11 Uhr Vormittags, das neue Gebäude feierlichst einweihen.

Viele Priester und mehrere Bischöfe sind eingeladen worden, der Feier beizuwohnen.

Auch sind alle Leser unserer lieben „Rundschau“ hiermit freundlichst eingeladen, bei dieser feierlichen Gelegenheit gegenwärtig zu sein.

Ein Pilgerzug wird Morgens um 7:30 Uhr vom New York Central Depot in Buffalo abfahren und die Pilger direkt zum Kloster befördern. Derselbe Zug wird Abends gegen 6 Uhr wieder nach Buffalo zurückkehren. Die Rundfahrt beträgt für Erwachsene nur 50 Cents, und für Kinder 25 Cents. Pilger, die von anderen Städten in den Vereinigten Staaten kommen, sollen suchen, sich mit diesem Zug in Verbindung zu setzen.

Es wird eine Anrede gehalten werden von Very Rev. Father Connerly, Generalvikar von Buffalo, der die Stelle des Hochwürdigsten Bischofs vertritt, da dieser bei der Feier nicht gegenwärtig sein kann.

Vielen unseren Lesern wird es wohl gefällig

sein, etwas Näheres über das Hospiz zu erfahren.

Der Berg Karmel in Palästina ist die Wiege des Karmeliterordens. Dort wurde von den Einsiedlern des Berges Karmel, einer Genossenschaft, die vom Propheten Elias schon im alten Bunde gestiftet wurde, nach der Himmelfahrt der Mutter unseres Heilandes, die erste Kapelle zur Ehre der lieben Mutter Gottes gebaut. Noch heute ist der heilige Berg einer der beliebtesten Wallfahrtsorte des heiligen Landes. Unsere Väter daselbst haben ein Hospiz gebaut zur Aufnahme der zahlreichen Pilger und ist ihre Gastfreundschaft der ganzen Welt rühmlichst bekannt.

Nun hat der Karmeliterorden auch in der neuen Welt einen solchen Wallfahrtsort. Es ist die Gnadenkapelle Unserer Lieben Frau vom Frieden an den berühmten Fällen des Niagara-Flusses. Papst Pius IX., auf das Verlangen des heiligmäßigen Erzbischofs Lynch seligen Andenkens, verlieh dieser Wallfahrtskapelle alle die Ablässe, die mit den berühmtesten Wallfahrtskirchen Europas verbunden sind.

Jeder Pilger kann nach Empfang der hl. Sakramente bei einer jährlichen Pilgerfahrt an irgend einem Tage des Jahres einen vollkommenen Ablass gewinnen. Jedesmal, wenn man die Kirche besucht und sei es noch so oft kann man einen Ablass von 7 Jahren und 7 Quadranten verdienen. Zu gleicher Zeit ist es eine Bruderschaftskirche vom Berge Karmel, und

hat alle die Stationsablässe Roms und die zahlreichen Ablässe der Stapulier-Bruderschaft, besonders den großen Ablass vom 16. Juli.

Erzbischof Lynch, der darauf bedacht war, diese Wallfahrts-Kirche dem Orden Unserer Lieben Frau zu übergeben, suchte Jahrelang vergebens, Karmeliter von Europa zu beziehen. Schließlich, im Jahre 1876, kamen einige deutsche Patres, die von Bayern aus eine Klostergründung in Kansas begonnen hatten, nach den Fällen und siedelten sich dort an, zur größten Freude des seligen Erzbischofs.

Im Monat April 1876, in einem herrlichen Hirtenbriefe, machte er seine Freude kund, und gab Andeutungen seiner großen Erwartungen. Das heutige Hospiz ist die Erfüllung seines Herzenswunsches, und, obschon er nicht mehr unter uns weilt, können wir sicher hoffen, daß es nicht wenig zu seiner Glückseligkeit im Himmel beitragen wird, dieses große Unternehmen zu Ehren der lieben Mutter Gottes in's Leben gerufen zu haben.

Lassen wir ihn selbst in seinem herrlichen Hirten-Briefe reden :

„Der großartige Wasserfall des Niagara übt alljährlich seine Anziehungskraft aus auf Tausende von Liebhabern der Naturschönheiten und des Erhabenen. Viele kommen zu bewundern, Wenige leider, um zu beten. Seit unserer Kindheit war dieser Ort für uns ein Gegenstand vom höchsten Interesse. Eine Abbildung davon kam in unsere Hände; wir waren entzückt von seiner Schönheit, und wunschten sehnsüchtig, einmal Gott dort anbeten zu dürfen. Dieses Bild schwebte uns immer vor Augen. Die gottliche Vorsehung leitete uns schließlich dorthin, und machte es uns auf beinahe wunderbare Weise möglich, in der Nähe des Niagaraströmes, das Seminar Unserer Lieben Frau von den Engeln in der Diözese von Buffalo zu gründen.“

„Als wir später vom Heiligen Stuhle zum Bischöfe von Toronto ernannt wurden, war es unsere erste Sorge, auf der kanadischen Seite, ganz in der Nähe des Wasserfalles, einen großen Landstrich in unseren Besitz zu bringen, um darauf Klöster zu errichten, woselbst Gott auf's Vollkommenste durch Opfer und Lobgebete verehrt und die Kirche Gottes auf Erden auf's Würdigste vertreten würde.“

„Es war am Anfange des amerikanischen Bürgerkrieges. Unser Herz war mit Trauer erfüllt über den Verlust so manchen Menschenlebens, mit der Voraussicht, daß so viele Seelen, wie es zu befürchten stand, unvorbereitet vor dem Richterstuhl Gottes erschienen. Der prächtige Regenbogen, welcher die Fälle überbrückt, das Friedenszeichen zwischen Gott und der sündhaften Welt, brachte uns auf den Gedanken, unsere Hoffnung auf baldigen Frieden dadurch dem Himmel anzuvertrauen, daß wir die Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau vom Frieden widmeten.“ . . . .

„Jahrelang suchten wir dann eine gebetzeifrige Ordensgenossenschaft, um ein Kloster und eine Kirche zu errichten, die im würdigen Einklange mit der Umgebung und ihrer heiligen Bestimmung stehen würden. Enthusiastische Pilger kommen nach den Fällen, um daselbst die Erhabenheit des großartigen Naturwunders zu genießen, viele, um daselbst bittere Gewissensbisse in den rauschenden Fluthen zu ertränken. Wir wünschten dort eine geistliche Herberge zu haben, welche diese Pilger anleiten würde, den großen Gott der Natur im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, und in Einsamkeit und Ruhe zu kosten, wie groß und gut und süß der Herr ist.“

„Die Väter des Ordens Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, des ältesten Ordens der Kirche, und dem Herzen unserer gebenedeiten Mutter am Theuersten, haben dieses gute

Werk begonnen. Unser Heiliger Vater, Papst Pius IX., hat huldvollst der jetzigen kleinen Wallfahrtskirche die großen Ablässe und sonstigen geistlichen Gnaden, die den ältesten Wallfahrtsorten der Welt gewährt sind, zugestanden.“

„Auch werden die Karmeliterväter, sobald es thunlich ist, ein Gebäude errichten, welches von Geistlichen und Laien benützt werden kann, um daselbst geistliche Uebungen zu machen. Auch wird eine Heimath dort alten Priestern, die im Dienste ihres göttlichen Meisters ihre Kräfte aufgerieben haben, angeboten, damit sie sich dort ruhig auf die Ewigkeit vorbereiten können.“

„Auf Verlangen der Geistlichkeit und der Bischöfe werden diese Väter auch Missionen geben, in Stadt- und Landpfarreien.“

„Für ein solches Institut hätte kaum ein geeigneterer Platz gefunden werden können. Gott selbst hat die Auswahl getroffen. Von allen Theilen des Landes kann man mit Leichtigkeit dahinreisen, und es ist an den Grenzen zweier großen Nationen.

„Wir hegen das größte Vertrauen, daß Gott dieses Sein eigenes Werk vollenden wird. Er wird die Herzen derjenigen, welche Ihn und Seine gebenedeite Mutter vom Berge Karmel lieben, dazu bewegen, freigebig zur Errichtung von Kloster und Kirche beizutragen.“

„Diese frommen Seelen werden sich dadurch Schätze sammeln im Schooße Gottes, von welchen sie mit vollen Händen erheben können am Tage der Abrechnung vor dem strengen Richtersthule Gottes.“ . . . . .

„In Europa gibt es viele Heiligthümer, nur wenige jedoch in dieser neuen Welt! Niagara wird ein solches Heiligthum werden, und zwar eines der vorzüglichsten und berühmtesten, wo selbst Gott an Seinem „heiligen Orte“ angebetet wird, wo er Sich mit solch unvergleich-

licher Majestät und Herrlichkeit offenbart.“

„Darum bitten wir euch, Geliebte, je nach Kräften zu diesem edlen Unternehmen beizusteuern, und wo möglich, Pilgerfahrten nach diesem Wallfahrtsorte zu unternehmen, einige Tage auch dort geistlichen Uebungen zu widmen. Es wird die Kenntniß Gottes in Seinen Werken und Wundern in euch steigern, und euch zu größerem Ernste und zu größerer Bereitwilligkeit im Dienste eines so großen und guten Herrn aufmuntern.“

„Der Friede Unseres Herrn Jesu Christi und die Mittheilung des Heiligen Geistes sei mit Euch Allen.“

„J o h n J o s e p h L y n c h“,

Erzbischof von Toronto.

Diese Auszüge aus dem Hirtenbriefe des seligen Erzbischofes, geben eine klare Uebersicht über den Zweck des Hospizes. Ein Pilgerhaus für die Wallfahrer, ein Sammlungsort für Geistliche und Laien, welche geistlichen Uebungen obliegen wollen, und ein Heim für altersschwache Priester.

Derselbe Erzbischof stiftete zu gleicher Zeit eine Messstiftung, die so lange bestehen wird, als der Karmeliterorden hier thätig sein wird, und einem jeden Wohlthäter Antheil gibt an z w e i Messen jede Woche, also über hundert Messen im Jahre, welche zu diesem Zwecke in der Wallfahrtskirche gelesen werden.

Ich hoffe, bald Gelegenheit zu haben, unsern Lesern den ganzen Hirtenbrief, der eine wundervoll schöne Beschreibung des Falles enthält, mit innig frommen Betrachtungen, die durch dieses Naturwunder in einer christlichen Seele hervorgerufen werden, vorlegen zu können.

Komme also Jeder, der doch einmal die Fälle besuchen will, zum neuen Hospiz und sei dort unser willkommener Gast. Auch Frauen können dort beherbergt werden.

Wenn Ihr nicht am 15. Juni kommen könnt,

so kommt zu irgend einer andern Zeit. Wollt Ihr an einem Wallfahrtstage kommen, so könnt Ihr am 16. Juli oder am 15. August hier eine Wallfahrt mitmachen.

Alles zu Ehren Gottes und Unserer Lieben Frau.

---

### Das Jubeljahr.

---

Am Feste der Himmelfahrt des Herrn, eine Woche vor dem Tage der Eröffnung der Abrüstungs-Conferenz im Haag, hat der heilige Vater das Jubeljahr verkündet, das mit dem Weihnachtsfeste beginnen und das alte Jahrhundert aus- und das neue einleiten soll.

Die Fürsten des Krieges und die Völker in Waffen rufen nach Frieden; die ganze Welt dürstet darnach, wie die vom Sonnenbrand versengte Erde.

Aber pergamentene Blätter können ein Glück nicht geben und nicht gewährleisten, das von Gott allein ausgeht. Daher auch der geringe Glauben und die schwache Zuversicht, die man den Abmachungen der Friedensmacher im Haag entgegenbringt.

Dagegen durchzuckte ein Strahl der Freude die Herzen von Hunderten von Millionen Katholiken, als der Statthalter Christi seine Jubelbotschaft ergehen ließ. Die Kirche jauchzt und ladet alle Menschen ein, sich unter ihrem Banner zur Triumphfeier zu sammeln.

Wer hätte auch so gerechte Ursache, zu Ende des Jahrhunderts ein Lob- und Dank-Lied anzustimmen, wie der Papst, der oberste Hirte, und seine Herde?

Doch darüber wollen wir reden, wenn erst die Jubel-Botschaft des Papstes Leo XIII. vorliegt.

Am Tage, da der heilige Vater das Jubeljahr verkündet, da öffnet sich das sonst vermauerte Goldene Thor der St. Peterskirche in Rom und unter bedeutsamen und altherwürdigen Ceremonien geht der feierliche Akt vor sich.

Diese Handlung datirt zurück bis zu Papst Urban VIII. und als er das Jubeljahr ankündigte, waren Greise aus Italien und der

Bretagne in Frankreich anwesend, die als zarte Kinder schon dem gleichen Akte beigewohnt hatten und davon zu erzählen wußten.

Also schon vor der Zeit des Papstes Urban pflegten die Päpste Jubeljahre auszusprechen.

Das letzte wurde in diesem Jahrhundert begangen und von der Völkerwanderung, die anläßlich dessen zu den Gräbern der Apostelfürsten zog und von den großartigen Festen in Rom, werden wir später einmal Cardinal Wiseman reden lassen, der das Alles in seiner spannenden Weise geschildert hat.

---

### Das hochheilige Frohleichnamsfest.

---

In Amerika wird dieses lieblichste und beseligendste der Feste nicht in so rauschender und jubelvoller Weise begangen, wie in Europa, wo es so recht ein Huldigungs-Akt Aller an das Allerheiligste Sakrament ist. Doch ist und bleibt auch hier dieser Tag dem Herzen des frommen Volkes der theuerste und weisevollste. Geist und Kunst des Volkes erschöpfen sich da geradezu in Akten der Verehrung und Verehrlichung.

Nicht leicht wird in der katholischen Kirche ein Fest mit größerer Pracht gefeiert, als das des heiligen Frohleichnam's. Und wenn es in der That sich ziemt, daß auf das Heiligste Alles, selbst verschwenderisch verwendet werde, was die Kunst aus ihrem reichen Schöße schöpferisch hervorgeufen; so ist in der eben so bedeutungsvollen als schönen Reihe heiliger Tage neben jenem Tage wohl kein anderer, an dem die Kunst williger und lieber sich herbeiließe, mit dem Heiligen in einen innigern Bund zu treten und ihm ihre Dienste dadurch anzubieten, daß sie Alles, was sie in der Fülle ihres Inhaltes Großes, Erhabenes, Prächtiges, Würdevolles, Zartes, Nührendes, Erweckendes, Erhebendes, Reines und Harmonisches besitzt, gleichsam vor der Religion ausschüttet, auf daß diese davon nehme und sich schmücke mit heiligem Schmuck. Und wie die Kunst der Religion auf solche Weise ihren Dienst anbietet; so verschmäht auch ihrerseits die Religion das so freundlich Angebotene nicht, jen-

dem laßt, ob schon sie dessen nicht bedarf, dennoch gerne sich gefallen, mit dem wie zum heiligen Opfer Dargebrachten geehrt zu werden; denn klar und tief erkennt sie den Sinn der Kunst, die für sich selber höher nicht steigen und reiner und wahrer nicht wirken kann, als wenn sie dem Heiligen zum Dienste sich gibt, in endlichen Formen Unendliches darstellt, im Zeitlichen Ewiges, im Irdischen Himmlisches bildet, und wenn sie ihre Hand dazu bietet, jene unendliche Fülle des Göttlichen auch nur anzudeuten, und in der Religion, uns jenen Reichthum des Herrlichen zu offenbaren, der im Heiligen wohnt.

Was aber ist es am Feste des heiligen Frohnleichnam's, was die Kunst in ihrem Innersten also bewegt und antreibt?

Es ist der unsterbliche Geist des Menschen selbst, der an diesem Tage das Höchste feiert, das er zu feiern vermag.

Und was feiert der unsterbliche Geist des Menschen an diesem Tage als sein Höchstes?

Seine Vereinigung mit Gott durch Christus! Denn das Frohnleichnam'sfest ist das Fest des großen Sacraments der Vereinigung, der Vereinigung mit Christo im Abendmahle, welche Vereinigung an sich schon auch eine Vereinigung mit Gott ist. „Habet ihr mich kennen gelernt, so habet ihr auch meinen Vater kennen gelernt; ja von jetzt an kennt ihr ihn und habet ihn gesehen. Wer mich sieht, der sieht den Vater. Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir sei?“ „Doch nicht für sie allein bitte ich, sondern auch für die, welche durch ihre (der Apostel) Lehre an mich glauben werden; damit Alle Eins seien, wie du, Vater! mit mir und ich mit dir Eins bin; daß auch sie durch uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Auch die Herrlichkeit, die du mir gegeben, habe ich ihnen gegeben, damit sie Eins seien, wie wir Eins sind: ich in ihnen und du in mir.“ „Wir haben es gesehen und bezeugen es, daß der Vater den Sohn zum Erlöser der Welt gesendet. Wer nun bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist, mit dem ist Gott vereint und er mit Gott.“ „Wer mein Fleisch ißt und

mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“ Wer aber mit Christo sich vereiniget, der hat in dieser Vereinigung auch das ewige, unsterbliche Leben: denn Christus ist das Leben. Das Frohnleichnam'sfest ist daher auch das Fest des ewigen Lebens. „Ich bin das Brod des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nie mehr hungern; und wer an mich glaubt, den wird nie mehr dürsten. Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel kommt; wer von diesem Brode ißt, der wird ewig leben. Und zwar ist das Brod, das ich geben werde, mein Fleisch, für das Leben der Welt. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage erwecken. Gleichwie der lebendige Vater mich gesandt hat und ich durch den Vater lebe; so wird auch Jeder, der mich ißt, durch mich leben.“ „Wer an den Sohn Gottes glaubt, der hat das Zeugniß Gottes in sich selber; es beruhet aber auf diesem Zeugnisse, daß Gott uns ewiges Leben gegeben, und daß dieses Leben in seinem Sohne ist. Wer den Sohn hat, der hat dies Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat dies Leben nicht. Dies schreibe ich euch, damit ihr gewiß seid, daß ihr das ewige Leben habet, wenn ihr an den Namen des Sohnes Gottes glaubet.“

Fest der Vereinigung mit Gott also und Fest des ewigen Lebens ist das Frohnleichnam'sfest. Das ist die große und tiefe Bedeutung dieses hohen, heiligen Tages. — In seiner Feier verwirklicht sich der erhabene Zweck der Menschwerdung Gottes; das Weihnachtsfest kommt zu seiner Erfüllung im Feste des heiligen Frohnleichnam's. Denn dazu ist Gott Mensch geworden, auf daß er die von Gott abgefallene Welt mit Gott wiederum vereme und durch diese Vereinigung das verherrlichte ewige Leben ihr verleihe. Aus diesem Zusammenhange mit dem Weihnachtsfeste ist es auch zu erklären, warum am Frohnleichnamstage keine eigene, sondern die Präfation des Weihnachtsfestes gesungen wird. Diese schöne Präfation, die uns Vieles erklärt, lautet also: „Es ist wahrhaft geziemend und recht, billig und heilsam, daß wir dir, heiliger Herr, all-

mächtiger Vater, ewiger Gott ohne Unterlaß und überall Dank sagen, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Denn das Geheimniß des Mensch gewordenen Wortes ist den Augen unseres Geistes als neues Licht deiner Klarheit erschienen, damit, indem wir den sichtbar gewordenen Gott schauen, wir durch denselben zur Liebe des Unsichtbaren hingezogen werden. Daran singen wir mit heiligen Engeln und seligen Geistern, und mit dem ganzen himmlischen Heere den Lobgesang deiner Herrlichkeit, unablässig rufend: Heilig, heilig, heilig bist du, o Herr, Gott der Heerschaaren! Himmel und Erde sind von deiner Herrlichkeit erfüllt! Hosanna in der Höhe! Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe! Gepriesen sei der Allerhöchste!“

Das Geheimniß des Mensch gewordenen Gottes ist den Augen unseres Geistes als neues Licht göttlicher Klarheit erschienen. Wer erinnert sich hier nicht an das Wort Christi: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht in der Finsterniß wandeln, sondern Licht des Lebens haben.“ Darin ist ein Zweifaches ausgesprochen, zuerst: daß Christus das Licht der Welt sei, und zweitens: daß die, welche ihm nachfolgen, fern von aller Finsterniß, Licht des Lebens haben. Das in Christo erschienene Licht wird also Licht in dem Sinne, daß es von nun an auch in der Menschheit selbst aufgeht; daß es im Geiste des Menschen bleibende Wohnung nimmt, in diesem sich offenbart, und so lange erleuchtend, belebend und verherrlichend wirkt, bis die Menschheit, welche dieses heilige Princip mit Liebe in sich aufnimmt, im Allgemeinen und Besondern in den Zustand himmlischer Verklärung versetzt ist. — Darum ist Freude und Jubel in der Menschheit, Freude und Jubel über das Licht, welches in die Welt gekommen ist, Alle zu erleuchten. Wenn daher in jener großen Stunde, in welcher einst zu Bethlehem das Licht der Welt aufgegangen ist, eine Schaar himmlischer Mächte erschien, welche Gott lobten und sprachen: „Ghre

sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind,“ so setzt sich, wie das göttliche Licht in der Welt, so auch der himmlische Gesang in der Menschheit bis zum Ziele der Vollendung fort, denn was anders als eine solche Fortsetzung himmlischen Lobgesanges ist die Präfation des Weihnachts- und Frohnleichnamsfestes, die wir oben vernommen haben! Mensch und Engel, Erde und Himmel vereinigen sich zu Einem, weil Gott selbst mit dem Menschen sich vereinigt hat, Mensch geworden ist, als Licht der Welt voll Gnade und Wahrheit unter uns wohnt, um eine allgemeine Verklärung auszuwirken. Und das ist die hohe Freude am Frohnleichnamstage, das ist der unendliche Frohnleichnamjubel. Denn vereinigt sich am Tage der heiligen Weihnachten Gott mit der Menschheit, indem er selbst als Mensch unter Menschen erscheint; so vereinigt am Frohnleichnamsfeste der Mensch sich mit Gott durch das heilige Abendmahl. Deshalb sagten wir oben, daß im Frohnleichnamsfeste das Weihnachtsfest in uns selber zu seiner Verwirklichung komme. Darum aber geht auch an dem Tage des Frohnleichnams der englische Gesang über den menschlichen, und darum ist die Freude, mit der wir uns freuen, keine bloß irdische, sondern mehr eine himmlische zu nennen, oder eine himmlisch-irdische, die selige Freude über den Himmel, den der Mensch schon in sich trägt, wenn er mit Christo, dem Quell des ewigen, herrlichen Lebens sich vereinigt. — Der Himmel hat sich auf die Erde herabgelassen; die Erde ist in den Himmel zurückgegangen.

Zu den Füßen Jesu im Hochheiligsten Sacramente legen wir folgende poetische Huldigung nieder:

**I**n der Kirche hohe Jubelsänge,  
Mischt sich meines Dankes stammelnd  
Lied;

Bei des Tages festlichem Gepränge  
Seliges Gedenken mir erblüht:  
Wie so reich als Kind ich und als Knabe  
Wandelte in frommer Eltern Gut,  
Wie ich oft beglückt empfunden habe  
Deine Süße, allerhöchstes Gut.

Laß mich, Herr, in vollen Zügen wieder  
 Kosten Deiner Liebe göttlich Maß,  
 Blicke gnädig zu dem Sünder nieder,  
 Der im Lebenstaumel Dich vergaß.  
 O, des Glücks! der Seele Wunden schließet  
 Heilend mir Dein heil'ger Odem zu,  
 Eines neuen Lebens Hoffnung sprichet  
 Und das Herze sättigt sich in Ruh!

Weiter wie vordem an keinem Morgen  
 Geht mir dieses Tages Sonne auf,  
 Weiß ich ja bei Deinem Kreuz geborgen  
 Meines Manneslebens fürdern Lauf,  
 Und ich weiß, Du öffnest auch die Pforten  
 Deines Tempels, daß ich trete ein,  
 Daß ich nicht, zum Feindes = Spott geworden,  
 Muß verzweifeln vor dem heil'gen Schrein.

Ewig treu! Wohin auch soll ich gehen?  
 Frieden, alles Glück ist nur bei Dir!  
 Jetzt schon fühl' ich hohe Palmen wehen  
 Kühlung um die heiße Stirne mir.  
 Wolle mich nicht von der Schwelle weisen,  
 Sie schon ist mir ja ein trauter Port,  
 Wo, entrückt den höllischen Geleisen,  
 Meine Seele lauscht dem Gnadenwort.

Lasse mich es bald, ach bald vernehmen,  
 Laß mich Deiner Diener letzten sein,  
 Laß den Geist im Kampfe nicht erlahmen,  
 Ihn verwirren nicht der Feinde Schrei'n!  
 Laß mich kommen zu dem Liesmahle,  
 Daß den Leib es mir, die Seele weih',  
 Laß mich wachsen in des Lichtes Strahle,  
 Daß ich stark zum Kämpfen, Lieben sei!

Mit des Glaubens neugeschenkten Sprachen  
 Will ich singen immerdar Dein Lob,  
 Allen von des Heilands Liebe sagen,  
 Wie den Sünder aus dem Staub Er hob!  
 Jauchzend soll die fromme Seele singen:  
 Hochgelobt sei Jesus ohne End',  
 Der, des Himmels Tröstung uns zu bringen,  
 Wohnet im hochheilig'sten Sakrament.

Nichts steht der Wahrheit so sehr im  
 Wege, als eingebildete Wissenschaft.

## Goldene Bischofsworte.

Die zentrumsfeindliche Presse Deutschlands geht mit einigen aus dem Zusammenhange gerissenen Sähen haufiren, welche der hochwürdige Herr Bischof von Rottenburg, Dr. Keppeler, in der von der „Augsburger Postztg.“ veröffentlichten Rede jüngst in Stuttgart gesprochen hat. Der Bischof streifte die Gefahr, welche mit dem äußeren Hervortreten des Katholicismus in öffentlichen Leben verbunden sein kann, den Paradekatholicismus, den Birtthschaftskatholicismus, Berznügungskatholicismus, und sprach das volle Vertrauen zu den Männern der katholischen Vereine in Stuttgart aus, sie würden nie vergessen, daß das erste Vereinslokal für den katholischen Mann die katholische Kirche ist, die erste Vereinsversammlung, der er anzuwohnen hat, der sonn- und feittägliche Gottesdienst, die erste Rede, die er halten muß, sein tägliches Gebet. Eine ganze Reihe von Blättern hat nun aus diesen Sähen geschlossen, daß Bischof Keppeler ein Gegner der äußeren Bethätigung des Katholicismus im öffentlichen Leben, ein Gegner der Theilnahme des Klerus am öffentlichen Leben sei. Nun ist aber das gerade Gegentheil der Fall. Bischof Keppeler pries den Aufschwung der katholischen Vereine, in welchen die Laien die allein nicht mehr ausreichende sammelnde Thätigkeit der Geistlichen unterstützen. Er sagte dann wörtlich: „Es freut den Bischof, daß die katholische Sache offen vertreten wird im Parlamentarismus, in den Vereinen, in der Publicistik, und er kann nur wünschen, daß die Bethätigung des katholischen Sinnes nach allen Seiten hin eine fröhliche Ausdehnung nehmen möge.“ Hieran erst schloß sich die freimüthige Warnung vor der Eingangs erwähnten Gefahr, ein Gedanke, den der Kölner Weibbischof Dr. Schmitz schon wiederholt in katholischen Vereinen öffentlich ausgesprochen hat. Wenn es wirklich Katholiken gäbe, die sich in katholischen Vereinen hervorthun, aber ihre religiösen Pflichten nicht erfüllen, dann wäre gewiß kein Tadel zu scharf. Auf einer solchen Vereinsthätigkeit kann kein Segen ruhen.

## Ein rührendes Beispiel heroischer Kin- dersiebe

wird aus Manila gemeldet.

Es war am denkwürdigen ersten Mai vorigen Jahres, als Dewey's Flotte vor Cavite erschien. In rosigster Morgenröthe strahlte der Himmel, als ob der sonnige Tag nur Glück und Frieden für die liebliche Landschaft und ihre Bewohner bringen sollte. Aber wie finstere Meer=Ungeheuer dampften die amerikanischen Kriegs=Kolosse daher. Plötzlich erging vom Flaggschiffe aus der Befehl: „Klar zum Gefecht.“ Einer der Kanoniere wollte noch rasch seine Jacke anlegen; dieselbe entfiel ihm aber und wurde ins Meer geweht. Der Wunsch sie holen zu dürfen wurde von seinem Officier abgeschlagen. Da begab sich der Soldat auf die andere Seite des Schiffes, sprang über Bord und mit Mühe gelang es ihm, das Kleidungsstück an sich zu reißen. Als er wieder an Deck war, wurde er wegen Insubordination in Ketten gelegt, um später einem Kriegs=Gerichte vorgestellt zu werden. Als der Vorfall dem Commodore gemeldet wurde, wunderte derselbe sich nicht wenig. Was sollte den jungen Mann veranlaßt haben, ein altes werthloses Kleidungsstück mit Lebensgefahr dem Meere zu entreißen, zumal er der schwersten Strafe wegen des Vergehens des Ungehorsams im Kriege gewiß war?

Er begab sich sofort zu dem Gefangenen und durch freundliche Fragen gelang es ihm, das folgende Geständniß zu erhalten: In der Tasche des Rockes trug der brave die Photographie seiner Mutter, deren Bild er noch einmal vor Beginn der Schlacht geküßt hat. Nicht um die Jacke, sondern um das Bild der Mutter zu retten, hatte er sich trotz des Gegenbefehles in's Meer gestürzt.

Bei diesen Worten traten dem Admiral die Thränen in die Augen. Er umarmte den Kanonier und befahl, ihn frei zu geben mit den Worten: „A boy who loves his mother enough to risk his life for her picture, cannot be kept in irons on this fleet.“

Der Friede mit Jesus ist das Unterpfeiler aller Güter.

## Die barmherzige Schwester und der Khedive.

Der „Phare d'Alexandrie“ schreibt: Wer in Kairo und Alexandrien kennt die Schwester Archangela nicht? Die Armen, für die sie seit Jahren so unermülich und aufopfernd thätig ist, kennen sie alle; und die Reichen nicht minder, denn sie hat es verstanden, sich deren Thüren zu erschließen. Vielleicht gelang ihr das, weil auch sie einer edlen und reichen Familie entstammt. Schwester Archangela war eine „große Dame“, als sie in Rom das Gelübde ablegte und im Namen Christi eine große Wohlthäterin wurde. Jetzt erstreckte sich ihre Klientel über die Höhen und Tiefen der Gesellschaft; die einen gehören ihr als Gebende an, die anderen als Empfangende. Ueberall, bei Europäern und Arabern hat sie Zutritt. Niemand denkt daran, sie mit Anmelde=schwierigkeiten zu belästigen. . . . Am Sonntag, Nachmittags, kam sie in das Palais Montaza, doch überreichte ihr diesmal das Geschenk ein Hofbeamter mit der Meldung, heute seien der Khedive und die Khedivah für Niemanden zu sprechen. „Melden Sie Seiner Hoheit, daß es die Schwester Archangela ist, die um Gehör bittet.“ Sie wurde empfangen. „Hoheit, ich habe gebetet, daß Gott Ihnen einen Thronerben schenken möge. Bedenken Sie Ihre Hoheit auch meiner Armen, wenn der Allmächtige Sie beglückt. . . .“ Um 2 Uhr Morgens verkündeten Kanonenschüsse die Geburt eines Prinzen; und schon beim Morgengrauen war Schwester Archangela wieder im Palais. Der Khedive übergab ihr 100 Pfund Sterling (500 Dollars) mit den Worten; „Beten Sie, edle Schwester, nun auch noch zu Gott, daß mein Sohn so hochherzig und mildthätig werde, wie Sie es sind.“

Mach dir's doch deutlich, daß das Leben  
Zum Leben eigentlich gegeben;  
Nicht soll's in Grillen, Phantasiaen,  
Und Spintirserei entfliehen;  
So lang man lebt, sei man lebendig.

## Ein treuer Christ.

Im württembergischen Oberland steht irgendwo ein Schloß, das Eigenthum und die Residenz einer adeligen Familie ist, und um das Schloß breitet sich der Wohnort verwandten Namens aus.

Im Schlosse herrschte seit einiger Zeit reges, besonderes Leben; das merkten besonders die Herrn Beamten. Da wurde unter dem Vorsitz des hochadeligen alten Herrn täglich berathen und geplant, revidiert und verglichen, gerechnet und notiert, daß man kaum Zeit zum Essen fand.

Der Herr Graf hatte nämlich einen besonders tüchtig und einsichtig bekannten höheren Forstbeamten, der aber nicht in seinen Diensten stand, zu bestimmen gewünscht, daß derselbe seinen Waldungen „den Puls fühle“ — den Jägern aber auch von oben bis unten — gründlich Musterung hielt, wie der Schulinspektor im Frühjahr es mit den Schülern und Lehrern macht, und daß er dann über das Erziehungs- und Fortbildungswesen der Tannen, Eichen, Buchen, sowie über die Vermehrung und Ausbreitung ihrer „hohen“ Gesellschaft im Bezirke große Pläne und Entwürfe mache.

Das gab aber viel Arbeit, und da der fremde Herr Sachverständige nicht allzuviel Zeit hatte, so mußte man sich sehr beeilen, und Tag und Nacht arbeiten.

So kam es denn, daß die geheime Kommission: der hohe Gutsherr, der fremde Forstbeamte, des Gutsherrn oberster Verwalter, der Direktor, der Inspektor und wie sie hießen, natürlich das Forstfach insbesondere, am Sonntag früh, der in diese Zeit hinein fiel, schon bald beisammen waren und tüchtig arbeiteten. Es war ein schöner Sonntagmorgen, die Fenster des Saales standen offen, laue Morgenluft und süßer Duft von Baum und Busch drang herein. Von der Ferne könnte halbverschommen dann und wann wieder Glockenklang aus einer der anliegenden Ortschaften hin, wie es zum Gottesdienst läutete; jetzt hallte hell und klar die eine Glocke aus dem Orte selbst durch den Morgen.

Es war das erste Zeichen zum feierlichsten Sonntagsgottesdienste.

Die Herren im Saale arbeiteten darauflos, was Zeug hielt. Der Direktor blickte nach dem Oberförster hinüber, aber dieser war völlig vertieft in seine Gedanken und Pläne; die übrigen Herren ebenso, nur der Schreiber spitzte das Ohr bei dem Läuten, daß ihm die Feder herunterfiel, aber ein strenger Blick des Herrn Inspektors vertrieb ihm alle sonntägige Zerstreuungslust.

Eine Viertelstunde ging das Berathen und Rechnen weiter, da klang's auf's Neue herein zu den Fenstern, voll und feierlich hell. — Mit allen Glocken läutete es zusammen in die Kirche. Der Direktor schaute hinaus und that einen leichten Ruck, offenbar dachte er sich etwas bei dem Läuten; dann sah er den alten Herrn Grafen an, aber der entwickelte so laut und angelegentlich eben seine Meinung über die neue Kultur, daß man zweifeln mochte, ob er die Glocken nicht höre vor lauter Sprechen, oder ob er so laut spreche, um die Glocken zu über-tönen. Kurz und gut, der Herr Direktor machte eine Faust im Saal und die „gute Meinung,“ wie er sagte, dazu: daß er gerne in die Kirche gegangen wäre, wenn nicht der Herr Graf — und so weiter. Daß er damit seinen Brodherrn über unsern Herrgott stellte, dachte er nicht; ja, nicht einmal das, ob es dem alten Herrn nicht selbst recht wäre, wenn Jemand ihn mahnte, daß es Sonntag und Zeit zur Kirche sei.

Da erhob sich der fremde Forstbeamte, zog seine Uhr und wandte sich dann an den Grafen mit den ruhig und lebenswürdig gesprochenen Worten: „Erlaucht wollen gütigst gestatten, daß ich mich entferne; ich bin gewohnt, am Sonntag dem Gottesdienste beizuwohnen.“

Sprach's, verbeugte sich vor dem alten Herrn und der anderen Gesellschaft, und wollte gehen. Aber der Graf rief sofort: „Ah — Sie haben recht, wir gehen selbstverständlich mit zur Kirche.“

Und so geschah es auch. Noch rechtzeitig,

ehe das Weihwasser ausgetheilt war, fand sich die ganze hohe Gesellschaft in der Kirche ein, auch der Oberförster mußte mit, ob er nun wollte oder nicht. Vielleicht hat er unter der Predigt doch daran gedacht, daß manchmal ein richtiger Sturm in der gleichen Zeit, die man etwa braucht für Predigt und Amt, im Walde mehr niederreißen kann, als man in einer Kanzlei in derselben Zeit aufbauen könne, und daß derjenige, welcher das Gebot durch die Kirche gab: „Du sollst an Sonn- und Feiertagen die hl. Messe mit Andacht hören“ — auch derselbe ist, welcher Sturm und Gewitter, Regen und Sonnenschein giebt und durch sie lohnt und straft schon in dieser Welt.

Wenn man einmal in der Kirche ist, so zieht's einen selber zum Beten und zur Andacht hin. So ging's auch unserer Gesellschaft, am meisten aber betete unser fremder Forstinspektor, der das Verdienst hatte, daß alle die anderen Herren dieser Gnade theilhaftig wurden und von der Sünde der Sonntagseitheiligung fern blieben. Daran hat er aber nicht gedacht, er hat an sich genug zu denken gehabt und für sich zu beten, sowie für die Seinigen, seine Gemahlin und seine lieben Kinder daheim.

Und der ganze Ort hatte eine Freude und seine Erbauung an dem guten Beispiel aus dem Schlosse.

Als aber das letzte Weihwasser ausgetheilt war und man wieder hinging, sagte der Herr Direktor zu seinem Nachbar, dem fremden Forstmeister leise: „Ich habe wohl auch läuten gehört, aber ich wäre nicht so keck gewesen.“

Aber der sagte: „Die Glocken sind der Kirche Stimme, und auf die Kirche muß man hören, sonst gleicht man dem Heiden und öffentlichen Sünder; da sind alle gleich.“

„Du bist ein ganzer Mann,“ dachte der Direktor — und machte auch für sich eine Nutzenanwendung.

Der Schreiber aber brachte den Mund den ganzen Tag nicht zusammen vor Freude, daß der fremde Herr so keck gewesen sei und dem Herrn Grafen und all den „Ober=Oberen“ gesagt habe: „Es sei Zeit in die Kirche“, und er schwört nicht höher seither als auf jenen Herrn.

Der aber ist wieder heim, nachdem seine Geschäfte erlebigt waren, und wenn wir's ver-rathen dürfen, lebt er heute noch in hohen Ehren und bedeutender Stellung in einer Residenzstadt, geschmückt mit Orden, betraut mit hochwichtigen Arbeiten fürs ganze Land. Er ist gesund und kräftig, hat seltenes Glück in seinen Kindern, deren Frömmigkeit und Tugend der Trost seines Alters sind, und er ist ein gewissenhafter, frommer katholischer Mann heute wie vor 40 Jahren, der nicht nur Sonntags, sondern fast immer auch Werktags die heilige Messe besucht und oft zu den heiligen Sakramenten geht.

Und wenn du den hohen Herrn selbst fragst: woher er glaube, daß ihm Glück und hohe Stellung, Erfolge und Ehre, vor allem aber der innere Friede und die stets gleiche Heiterkeit seines Gemüths komme, so sagt er dir ohne Rückhalt: „Das kommt allein davon, daß ich Gott geliebt habe und ihm treu zu sein suchte in meinem Leben“.

Wenn man von der heil. Theresia sagte, wenn dürfe sie nur beleidigen, um ihre Liebe zu gewinnen, so gilt dieß in unendlich höherem Sinne noch viel mehr von Maria. Gerade die, welche ihr Mutterherz am schwersten beleidigen, welche ihren göttlichen Sohn am meisten kränken, welche am tiefsten gesunken sind und dem Himmel am fernsten stehen, sind ihrem Herzen am nächsten, weil sie die Unglücklichsten sind.

Die Mütter auf Erden lieben gewöhnlich ihr schlimmstes Kind am meisten, das ihnen den größten Kummer und die bittersten Schmerzen verursacht hat und so sind auch die Schooßkinder Mariens ihre schlimmsten Kinder, die Sünder.

Verlasse dich auf dich allein,  
Und niemals auf die andern;  
Denn du wirst immer bei dir sein,  
Indeß die Freunde wandern.

## Ein Sonntag in Madrid.

Von Alban Stolz.

Während Spanien gleichsam ein Wald von herrlichen Kathedralen und interessanter Kirchen ist, gibt es in Madrid nicht einen einzigen der Größe und Bornehmheit der Stadt entsprechenden Dom oder auch nur solch eine Kirche. Der Grund hiervon mag darin liegen, daß Madrid erst dann gewaltsam zur Hauptstadt gemacht wurde, als das rein spanische Blut auf dem Thron ausgegangen war. Ueberhaupt aber scheinen die herrlichsten Werke christlicher Baukunst in Residenzstädten, zumal in neuen, keinen gedeihlichen Boden zu haben. Im Schatten des Rußbaumes verkümmert jede andere Pflanze.

In den spanischen Kirchen sieht man in der Regel keine Bänke, viel weniger die unruhigen Sessel der französischen Andachtshäuser, sondern, verzichtend auf faule Bequemlichkeiten, stehen und knien die Andächtigen, wie es in einem Tempel sich geziemt, auf der Erde. Es ist ein widriger Anblick, in französischen und deutschen Kirchen zu sehen, wie die Stadtfrauzimmer in breiter Behaglichkeit in den Stühlen sitzen, müßig oder sich mit sogenannten Gebetbüchern kurzweilend, während der heiligste Gottesdienst gefeiert wird. Diese Verletzung des religiösen Anstandes läßt zugleich vermuthen, daß solche Personen nicht wohl ernstlicher Andacht wegen, als vielmehr aus Trägheit in die Kirche gehen und sitzen. Weniger würde ich an dieser Schwachheit des Leibes und der Seele Anstoß nehmen, wenn die Damen bei uns sich mit der Bequemlichkeit spanischer Frauen und Mädchen begnügen wollten. Ich sah nämlich solche, ungeachtet ihrer Sonntagskleidung, einfach auf dem Boden sitzen, indem sie sich, wie Türkinnen, vorerst knieend, vollends auf die Erde niederlassen. Da und dort hatte eine Donna die Leppigkeit etwas weiter getrieben, indem sie, statt auf den Steinplatten zu ruhen, sich einen Stroht Teppich unterlegt hatte. Ich hörte zuweilen ganz dasselbe Geräusch zu meinen

Füßen, welches man im Sommer auf einer gemähten Wiese von größeren Heuschrecken hört, wenn diese ihr trockenes Spring- und Flugwerkzeug in Anwendung bringen. Es waren die Fächer, deren Flügel die Spanierinnen auf dem Fußboden rasch ausbreiteten, um einige Luftströmungen ihrem Antlitze zuzuführen.

Der Geistliche, welcher die Messe las, hatte eine solche Gewandtheit, schnell fertig zu sein, dergleichen mir noch nie (etwa in Udine ausgenommen) vorgekommen ist. Man sagte mir, daß sich die spanische Geistlichkeit einer solchen vollendeten Rechtgläubigkeit rühme, wie sie sonst nirgends, nicht einmal in Rom, zu finden sei. Ich habe auch sonst schon bemerkt, daß zuweilen Leute, die durch strenge Kirchlichkeit zu glänzen oder glitzern bedacht sind, andererseits mit dem Heiligen etwas familiär verfahren und es sich bequem damit machen.

Das schnelle Messelernen ist fast in ganz Spanien üblich. In den meisten Sacristeien kann man die Vorschrift lesen: erstens in der Sacristei nicht zu rauchen und zweitens mindestens 20 Minuten zum Celebriren der heiligen Messe anzuwenden. Aber diese 20 Minuten sind das selten erreichte Maximum. Auch die anderen kirchlichen Ceremonien werden mit vieler Nachlässigkeit und Unandacht verrichtet. Mein Gefährte hatte in seinem englischen Reisehandbuch gefunden, daß in einer Kirche zu Madrid bis nachmittags um zwei Uhr vermöge eines Privilegiums Messe gelesen werde. (Vermöge eines Privilegiums beginnt in einer Kirche Madrids die letzte heilige Messe um halb zwei Uhr nachmittags, damit die Bornehmen, welche um Mitternacht aus dem Theater kommen und bis drei Uhr Morgens speisen, dieselbe besuchen können. Das gleiche Privilegium existirt für eine Kirche zu Sevilla.) Es versteht sich von selbst, daß er großen Drang fühlte, jene Kirche anzufuchen und er-

wählte Merkwürdigkeit anzusehen; jedoch gelang es ihm nicht, worüber seine Unruhe und Kummer größer war, als der meinige. Bei dieser Gelegenheit will ich auch bemerken, wie abgeschmackt manche protestantische Literaten lügen, indem sie erzählen, daß abends da und dort eine Messe gehalten worden, oder wie Mönche zuerst behaglich frühstücken und nachher ihre Messe lesen; dieser Literaturpöbel weiß nicht, daß von Geistlichen und Weltlichen kein Kirchengebot strenger eingehalten wird, als die vollständige Nüchternheit, so daß nicht einmal Wasser oder Arznei vor der Communion oder Messe angenommen werden darf, tödtlich Kranke ausgenommen. Der heilige Augustinus sagt, dies Gebot sei vom Heiligen Geist angeordnet.

Der Sonntag wird übrigens in Spanien sehr anständig gefeiert. Allenthalben sah ich in Madrid die Läden geschlossen, und nur die unerläßlichsten Bedürfnisse, die man nicht den Tag vorher oder nachher besorgen kann, werden abgegeben. Solches scheint aber nicht sowohl polizeilich angeordnet zu sein, als vielmehr eingelebt und verwachsen mit dem katholisch-christlichen Geist spanischer Nationalität. Andererseits ist aber keine Spur von dem Sabbatpharisäismus Englands bei den Spaniern zu sehen, sondern was zur Fröhlichkeit dient, hat ungestört seinen Lauf, weil sie den Sonntag nicht für einen Bußtag halten. Ein Mann und eine Frau ließen auf der Straße ihren Gesang erschallen, was während eines Londoner Sabbats als beträchtliches Vergehen aufgenommen würde, so daß die Constabler vielleicht mit heiligem Zorn darauf losstürzen würden. Hingegen, daß an dem Tag des Herrn in den Straßen Londons die Zudringlichkeit schlechter Weibsbilder so unbehindert bleibt wie an den Werktagen, und daß die Schamlosigkeit vielleicht nirgends in Europa so groß ist wie in dem sabbatfrommen London: das thut nichts, wenn nur keine Musik dabei ist. Zur Ausgleichung gibt es in Madrid, ungeachtet auf der Straße gesungen werden darf, kein einziges Haus, wo mit dem Laster Gewerbe getrieben wird. Es ist diese Erscheinung auch eine praktische Antwort auf die

Frage, ob in großen Städten solche Häuser nothwendig sind. Einen Nachtheil durch deren Nichtanzwesenheit bemerkt man zu Madrid in keiner Beziehung, wohl aber möchte keine größere Hauptstadt Europas Madrid gleichkommen an öffentlicher Sittlichkeit. (Das hat sich mittlerweile bedeutend geändert. Madrid dürfte in dieser Hinsicht jetzt kaum besser sein als München oder Paris; trotz des aufrichtigen Hasses gegen die Franzosen nimmt Spanien immer besser die Sitten oder vielmehr Ansitten Frankreichs an.)

Doch wollen wir diese ärgerliche Sache — denn ärgerlich ist für sehr viele die Behauptung, eine katholische Hauptstadt sei nicht lasterhaft — auf sich beruhen lassen und wieder zum erquicklichen Straßengefang zurückkehren. Jenes Sängerehepaar bediente sich zur Begleitung einer wunderlichen Zither, die an Form und Größe einer ganz kleinen Schildkröte glich, sozusagen einer Guitarre noch im Ei. Das Lied tanzte stets in Moll herum, aber wer nicht schon in Spanien oder im Orient gewesen ist, hat keine Ahnung von diesem Moll. Ich habe schon früher meine feindseligen Gesinnungen gegen die gewöhnlichen Molltöne geäußert, weil sie in mir den Eindruck einer stechen Musik machen. Jenes Lied in Madrid kam mir aber orientalisches Schwärmerisch vor; zuweilen glich es einem toll gewordenen oder besoffenen Insect, das in der Luft herumschwirrt. Wie wenn die Seele in ihren Empfindungen eine unermessliche geheimnißvolle Riesenorgel wäre, in welcher zahllose Register sind, wovon wir nur die wenigsten kennen, so war es mir, als zöge jenes Molltonlied in meiner Seele das neue Register einer Reihe von Gefühlen, die ich zum erstenmal damals inne wurde. Es bewirkte eine wunderliche träumende Stimmung, nicht wohl und nicht weh, als wollte es in bewußtloses Naturleben einschläfern.

Jeder Stand hat gewöhnlich ein besonderes Interesse, die Abweichungen kennen zu lernen, womit in anderen Ländern dasselbe Geschäft geführt wird. Ich bemerkte deshalb für solche Leser und deren Gefährtinnen, welche auf den Straßen und Jahmärkten durch Singen ihr

Brod verdienen, daß ihre Collegen in Spanien, nachdem sie den Gesang losgelassen haben, niemals Geld dafür einsammeln. Ihr Gesang soll nur die Zuhörer dergestalt hinreißen, daß sie nicht umhin können, das gesungene Lied zu kaufen, um dann selbst ihr Herz und Haus damit zu ergötzen.

Vor dem Mittagessen, welches in unserer Herberge um fünf Uhr abgehalten wurde, kam ein alter Herr freundlich auf mich zu, wie auf einen schon Bekannten. Sein väterliches Aussehen und Anrede weckten alsbald rückhaltloses Vertrauen. Es war ein Flamenca, ein ein Belgier, der öfters in Handelsgeschäften nach Spanien reiste; er hatte acht Tage lang in Saragozza sitzen müssen, bis er einen Platz auf dem Eilwagen bekam, da die Post auch in Spanien wie in Frankreich keine Weiwägen gibt. Als wir zur Tafel saßen, betete der Belgier und machte das Kreuz und zeigte eine herzliche Freude, als er erfuhr, daß wir beide auch Katholiken seien; auch sagte er, daß er jeden Sonntag in die Kirche gehe. Jedoch that er diese Aeußerung durchaus nicht, um mit Frömmigkeit Ostentation zu treiben, sondern sichtlich nur aus kindlicher Liebe und Freude zu seinem Glauben, den er hiermit bekennen wollte. Er schien die Spanier auch recht lieb zu haben; er erzählte, schon manchmal hätten Spanier, wenn er ihnen im Verlauf des Gespräches gesagt habe, daß er ein Belgier sei, ihm freundlich die Hand gereicht und auf diese Weise ihr Wohlwollen erst dann gezeigt, wenn er aufgehört hatte, in ihren Augen ein Franzose zu sein. Unter Tag ging er seinen Geschäften nach; nachts aber gingen wir zu dritt in bester Harmonie miteinander aus. Hatten wir nicht daselbe Vaterland dem Leibe nach, so waren wir dennoch Landsleute, der Flämänder, der Irländer und der Schwabe; unsere Seele hatte dieselbe Heimath, das gemeinsame Vaterland der katholischen Kirche. Unsere Liebe dazu äußerte sich jedoch nicht im Gerede von Kirchlichkeit; wo der Magen gesund ist, da denkt man nicht daran, viel von ihm zu reden.

Abends gingen wir gewöhnlich in den Cafe Zuijso, ein höchst prachtvolles Haus, wo viel-

leicht gegen fünfhundert Personen beiderlei Geschlechts waren. Eine große Anzahl schien gar nichts zu genießen, sondern bloß des Redens wegen und dem Billiardspiel zuzusehen gekommen zu sein. Meine zwei Kameraden spielten gewöhnlich Domino, was in Madrid sehr beliebt zu sein scheint. Ich ließ mich nie bewegen, mit ihnen zu spielen, weil seit mehreren Jahren der Eigensinn bei mir eingeroset ist, niemals unter keiner Bedingung mehr mit Karten oder mit ähnlichem Spielwerk mir die Zeit zu vertreiben. Sobald diese Entsagung sich bei mir festgesetzt hatte, kam hintenach dazu die Weisheit; ich sehe nämlich jetzt auch den Vortheil davon ein. Ich finde, daß der reine Müßiggang viel weniger leer und faul ist als das Spiel oder das gewöhnliche Gesellschaftsgespräch. Wenn ich ohne alle, auch ohne spielende Beschäftigung bin, ordnet sich die ganze innere Oekonomie wieder und gleicht sich aus; ich schlafe mit Bewußtsein und träume, was ich will. Und manchmal sprießt auf dem Brachfeld des Müßigseins eine wilde Blume und ein kräftiges Kraut, das mir und wohl auch anderen besser zusagt, als das Küchengewächs der Berufsarbeit. Die Seele kehrt erst recht in sich und schaut in ihre eigene Tiefe und sieht darin Sterne flimmern, wenn gar nichts ihre Aufmerksamkeit nach außen zieht. Hingegen Spiel und Gerede saugen mich oft noch mehr aus als Arbeit. Wenn ich eine Stunde lang ein Gespräch anhöre, oder mitmachen muß, bin ich unruhig und müde, und muß mich erst wieder durch einen einsamen Gang innerlich zurecht richten, wie ein Bach, durch welchen soeben eine Heerde Vieh und Menschen gewatet ist, einige Zeit braucht, bis er wieder hell wird. So viel von meiner Lebensart während meines Verweilens in der Residenz.

Madrid liegt einige tausend Fuß hoch in einer der traurigsten Gegenden des Landes; das Klima Madrids bezeichnet das Sprichwort: „Drei Monate Winter, neun Monate Hölle.“ Uebrigens ist die Natur Spaniens nur im Umkreis, am Rande sehr schön, intwendig aber weithin öd und trostlos, wenigstens in dem Durchmesser von Südost nach Nordwest,

in welchem ich das Land durchwanderte. Die Hauptstadt selbst steht zu Spanien in dem entgegengesetzten Verhältniß, als Paris zu Frankreich. Wie Paris Frankreich concentrirt in sich faßt, gleichsam der Extract, der Ausstich von Frankreich ist; so ist keine Stadt von Spanien weniger spanisch als die Residenz, was ich auch insofern erklärlich finde, da in der Regentenfamilie selbst kein Tropfen spanischen Blutes, keine Sehne spanischer Kraft und kein Funken spanischen Geistes zu finden ist. Diese Fremdlinge auf dem spanischen Thron haben

seit Philipp II. eine fremde, ausländische Stadt um sich gebaut, die Stadt Madrid. Sie gleicht einem reichen Emporkömmling, der sich in geschmacklosem Hochmuth dadurch auszeichnen will, daß er die Nationaltracht ablegt und fremde Moden nachküpft. Dessenungeachtet konnte sie sich doch nicht alles Spanische vom Leibe halten, namentlich da seit dem ersten Napoleon die bourbonischen Regierungsmanieren bedeutend gestört und abgeschwächt worden, somit die spanische Atmosphäre der Umgebung mehr eindringen konnte.

## Don Lorenzo Perosi, seine Oratorien und Kritiken.

Von Karl M. Buch.

„Das Edle zu erkennen, ist Gewinnst,  
Der nimmer uns entrißen werden kann.“

(Goethe, Torquato Tasso, III, 2.)

Wenige Monate sind dahin geflossen, da im sonnigen Italien ein Priester auftrat, vor dessen großem Talente nicht nur sein eigenes Vaterland in Staunen und Bewunderung dasteht, sondern dem auch die ganze katholisch denkende und fühlende Welt in wahrer Begeisterung und mit gerechtem Stolze ein Loblied singen darf.

Evviva Don Lorenzo! Evviva Don Perosi! so riefen denn auch der ewigen Roma Einwohner in nicht endenwollendem Jubelgeschrei, als am 13. Dezember v. J. ein Priester aus der Basilica dei SS. Apostoli elite, um den Beifallsbezeugungen der Menge zu entfliehen, die, in unbegreiflichem, fast lebensgefährlichem Gedränge aus der altehrwürdigen Basilika strömend, dem Priester folgte. Draußen jedoch auf der Piazza erwartete diesen eine noch weit größere Menschenmasse, miteinstimmend in den Ruf: Evviva Don Perosi! Und dieser Jubelruf, er hatte in vielfachem Echo seinen Widerhall in ganz Italien, ja, er fand selbst über die hohen Alpen seinen Weg in's liebe deutsche Vaterland.

Don Lorenzo Perosi's neues Oratorium: La Risurrezione di Christo hatte

eben zu Rom in der genannten Basilika seine erste Aufführung erlebt. Die hohen Erwartungen, die man auf die Zukunft des neuen Werkes setzte, sie waren wohl berechtigt. Daß Perosi's Stern ein Stern höherer Ordnung am Kunsthimmel der Musik ist, als der nur einmal erglänzte seines Landmannes Pietro Mascagni (Cavalleria Rusticana), das bewiesen neben den bereits erschienenen Oratorien auch noch viele andere Werke unseres neuen Komponisten.

Bevor wir jedoch an die Besprechung Perosi'scher Musik, namentlich der vier Oratorien Perosi's herantreten, wollen wir den Leser zunächst mit der Person des jungen Maestro bekannt machen, den die "vera Roma" zur Zeit mit vollem Rechte, als den "eroe della settimana", als den „Helden des Tages“ pries.

Don Lorenzo Perosi erblickte am 20. Dezember 1872 zu Tortona in der Provinz Alessandria das Licht der Welt. Sein Vater ist Dirigent des Domchores daselbst und die beiden Brüder Lorenzo's, Don Carlo (am Seminar zu Tortona) und Don Marziano, S. J., sind Professoren der Musik, sodaß man wohl sagen darf: "i figli del Perosi nascono colle dite sulla tastiera" („die Söhne Perosis werden mit den Fingern auf der Taste geboren“). In Don Lorenzo scheint

sich aber das Erbtheil seiner Familie so ganz zur schönsten Blüthe entfaltet zu haben. Den ersten Musikunterricht genoss der für alles Edle und Gute begabte und begeisterte Knabe im Vaterhause. Kaum fünf Jahre alt, spielte er schon mit großem Verständniß das Klavier, sodaß er gar bald zur Erlernung des Orgelspiels übergehen konnte. Allem Anscheine nach wurde er von seinem Vater, der ein großer Verehrer Gounods ist, vorwiegend in Gounodscher Musik unterrichtet. Alle, die unseren jungen Lorenzo kannten, waren voll Staunen über seinen kompositorischen Geist. Familienfeste und kirchliche Feierlichkeiten boten von selbst willkommenen Gelegenheit zu kleineren Phantasiekompositionen. Der Vater, der das außerordentliche Musiktalent seines Sohnes schon früh bemerkt hatte, legte einer freien Entwicklung desselben wohlweislich keine Hindernisse in den Weg. So strebte denn Lorenzo's Geist immer dorthin, wo er eine seiner Größe entsprechende Nahrung finden konnte: Das Vaterhaus ward ihm zu eng, Lorenzo zog hinaus zur ewigen Roma, um sich hier in der edlen Musikkunst weiter auszubilden. Als Mitglied des hiesigen Säcilieninstitutes wies der rastlos strebende Jüngling immer die besten Zeugnisse auf, für die ihn eine Anstellung als Organist in dem herrlichen Benediktinerkloster Montecassino reichlich belohnte. Welch erhabene Eindrücke heiliger Begeisterung empfing wohl hier in den stillen Klosterräumen die Seele des jungen Lorenzo in frommer Erinnerung an so große heilige Männer, wie Benediktus, Thomas von Aquin und Philippus Neri! "Un anno di Paradiso!" „Ein Jahr im Paradies!" Dieser Ausruf Perosi's läßt uns in etwa theilnehmen an dessen Empfindungen. Am Grabe des hl. Benediktus legte der 17jährige Lorenzo das Gelübde ab, sein Leben als Priester ausschließlich der Ehre und dem Dienste Gottes zu weihen. 1890 komponirte er hier das dem Prof. Singenberger gewidmete "Pange lingua", das zum ersten Male auf dem Kongresse amerikanischer Kirchenmusiker zu Chicago aufgeführt wurde und schon früher den Ruf von dem außerordentlichen Talente unseres Perosi über den Ocean brachte.

Dem Rathe des Vaters folgend, finden wir Lorenzo alsdann (1892) am Konservatorium zu Milano. Hier erfuhr der junge Komponist an sich des Dichters Wort:

„Das Außerordentliche in dem Leben  
Hat keine Regel, keinen Zwang; es bringt  
Sich sein Gesetz und seine Tugend mit.“  
(Rörner: Rosamunde II. 2.)

Zwei Monate genügten nämlich dem sich selbstbildenden Talente Perosi's zur Erlernung der Gesetze und Regeln über den Kontrapunkt und die Fuge, in deren Behandlung er wahrlich ein kleiner Bach ist.

Alsdann trieben seine große Liebe und Begeisterung für den Gregorianischen Choral Perosi an, nach Deutschland zu gehen, wo er bei dem Begründer und Leiter der Kirchenmusikschule in Regensburg, Direktor Haberl, erfolgreiche Studien machte in „Der Künste Königin.—Aus Gottes Geist zu Gottes Lob geboren.“ Hier komponirte Perosi eine Reihe herrlicher Motetten, Messen und Hymnen, Werke, die von seinem großen Talente bededtes Zeugniß geben. Der junge Komponist hatte auch das Glück, das nur wenigen seiner Stellung beschieden ist, schon auf der Musikschule der Aufführung einiger seiner Werke beiwohnen zu können, ein Umstand, der zu weiterer Schaffensfreudigkeit wohl nicht wenig beitrug. Ueber den Aufenthalt Perosis an der Regensburger Schule schreibt mir ein lieber Kartellbruder aus der Albertina unter dem 27. Dez. v. J. folgendes: „Ich kenne Perosi persönlich sehr gut, da er mit mir in Regensburg auf der Musikschule war. Er hat oft unter meiner Direktion Orgel gespielt, als ich noch Präsekt der Dompräbende war. Perosi war damals ein ganz unscheinbares Bürschlein — natürlich nur in seinem äußeren Auftreten. — Musikalisches leistete er jedoch schon damals Großartiges, besonders auf der Orgel im Durcharbeiten von Themen usw. Kurze, fadenscheinige Zoppe, braunen abgetragenen Havelock, den schwarzen Hut ganz im Genick, — so schwebt er noch immer lebhaft vor meinem Geiste, so übrigens, daß man — wie Direktor Haberl sich ausdrückte — versucht war, ihm beim Begegnen

einige Pfennige zu schenken. Nun, das theilt er ja mit mehreren großen Künstlern.

Als Perosi von Regensburg wieder nach Italien zurückgekehrt war, ernannte ihn die Musikschule von Parma zu ihrem Professor, in der Hoffnung, den jungen Maestro für die dortige Musikprofessur zu gewinnen. Doch Lorenzo schlug, eingedenk seines Gelübdes über dem Grabe des hl. Benediktus zu Montecasino, dieses Anerbieten aus und ging nach Venezia, um sich zu dem erhabensten Ziele vorzubereiten, das je ein Sterblicher hier auf Erden erreichen kann. Staunen müssen wir über Perosi's Arbeiten und Ringen in der Lagunenstadt, denen die großen Erfolge des Komponisten vollauf entsprechen. Während sich Lorenzo einerseits mit dem größten Eifer dem erhabenen Studium der Theologie hingab, vernachlässigte er doch andererseits auch nicht die weitere Sorge für die Entwicklung seines ihm von Gott verliehenen Musiktalentes.

„Gebet verleiht dem Geiste Kraft.“

(Brill: Der Singschwan.)

„Und Lust und Liebe sind die Sittliche zu großen Thaten.“

(Goethe: Iphigenie auf Tauris.)

Fürwahr, dieser Sentenzen Sinn hat Perosi recht verstanden, in ihm sind sie augenscheinlich zur Wahrheit geworden. Und wer mit so festem Glauben wie Don Lorenzo glaubt, der ist, wie er selbst, fest überzeugt, daß sein besonderes Talent ihm von Gott, der Quelle alles Geistes, verliehen ist. „Ich sing' um keines Königs Gunst, — Ein freier Priester freier Kunst, — hab' ich der Wahrheit nur geschworen.“ (Geibel.) „Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernnd, — Um schänden Sold der Eitelkeit, — Zer Schlag' mein Saitenspiel, und schauernnd — Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.“ (Eichendorff.)



Als noch dunkel war die Erde, ein Abgrund von werdenden Dingen, als noch Finsterniß über diesem Abgrunde lag und Nacht die ganze Welt bedeckte und verhüllte, da schwebte der Geist Gottes über den Wassern und Gott sprach: Es werde Licht! — Und es ward Licht. So

Jetzt, ja jetzt verstehen wir unseren Lorenzo Perosi, jetzt wissen wir, daß sein ganzes Streben dahin geht, der allweisen Vorsehung in besonderer Weise Loblieder und Dankeshymnen zu singen. Wo hatte Don Lorenzo hierzu besser Gelegenheit, als in jener herrlichen Kathedrale San Marco zu Venezia, die in ihrer Majestät die so innige Verbrüderung des Morgenlandes mit dem Abendlande darstellt! Hier im heiligen Tempel verbrachte Don Lorenzo manche Stunde in frommen Gebeten um des Himmels Segen für seine Arbeiten, im stillen Kämmerlein manche Stunde in angestrengtem Studium. Herz und Geist hoben sich in erhabenem Fluge empor zu dem unbegreiflich schönen Himmel Italiens, um von ihm jene süßen Harmonieen zu empfangen, die alle Perosischen Werke durchwehen.

Aber auch an jenen alten Baudenkmalern erlauchter Dogen und den verehrungswürdigen Reliquien so vieler Heiligen ging Perosi nicht ohne Herz und Sinn vorüber. Es scheint fast, als ob die lebhafteste Erinnerung an die verschwundene Pracht Venezias ihm überirdische, geheimnißvolle Gedanken und Melodien zugeflüstert habe, um sie den Irdischen in einer ganzen großen Symphonie neu ertönen zu lassen, die in der Lobpreisung des Schöpfers zu wahrer, christlicher Musik führen soll. Sollte nicht vielleicht Perosi in Betrachtung der innigen Vereinigung morgenländischer mit abendländischer Stuktur, wie wir sie gerade in venezianischen Baudenkmalern vorfinden, von neuem angeregt worden sein, auch der bereits begonnenen Verbrüderung zwischen romanischer und germanischer Kirchenmusik über ihre letzten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen und so diese große Aufgabe zu einem endgültigen, befriedigenden Abschluß zu bringen? (Schluß folgt.)

lag im geistigen Sinne die Welt in Dunkelheit und Nacht begraben, ehe Derjenige geboren war, von welchem Johannes sagt, daß er das wahre Licht gewesen, das da jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, Jesus Christus.

## Unser Glaube, unser Sieg.

Zwei Reiche gibt es, die uns in unserem Leben auf Erden umgeben und uns beständig beeinflussen. Das eine ist das Reich der Welt, das andere ist das Reich Gottes. Das eine ist ausschließlich ausgestaltet in der Zeit, das andere bildet sich in der Zeit, aber es reicht hinein in die Ewigkeit. In dem einen gelten die Interessen des natürlichen Menschen, in dem anderen die der übernatürlichen Ordnung der Gnade; in dem einen geht alles Streben nach irdischem Glück; in dem anderen ist die Sorge um die unsterbliche Seele und die Ewigkeit bestimmend. Wir sind wiedergeboren in der hl. Taufe, und dadurch hineinversetzt in das Reich Gottes. Ausgestattet mit der Gnade des Glaubens, unterrichtet über die Lehren und die Grundsätze des Glaubens, muß dieser Glaube das Licht sein, in dem wir wandeln, die Kraft sein, die uns leitet in allen Verhältnissen des Lebens. Der Glaube muß unser Stab sein, auf den wir uns stützen in den Versuchungen, er muß unser Schild sein, der uns im Kampfe schützt, wie der Apostel sagt. Der Glaube muß der Sauerteig sein, der unser Denken und Fühlen, unser Wünschen und Hoffen, der unser Thun und Lassen durchdringt. „Justus meus ex fide vivit. Mein Gerechter lebt aus dem Glauben.“ Das was wir von Gott glauben, muß sich in unserm Leben zur That gestalten, sonst ist unser Glaube ein todttes Kapital.

Der hl. Apostel Paulus zählt im Briefe an die Hebräer die Großthaten der Heiligen aller Zeiten auf und wird nicht müde, die Herrlichkeiten derselben auf das Leben aus dem Glauben zurückzuführen, ohne den es nicht möglich ist, Gott zu gefallen. Durch den Glauben sagt er, hat Abel ein besseres Opfer als Kain dargebracht und das Zeugniß des Gerechten erhalten. Im Glauben hat Noe die Arche zur Rettung seines Hauses gebaut. Im Glauben hat Abraham seine Heimath verlassen und die Verheißung einer Nachkommenschaft so zahlreich wie der Sand am Ufer des Meeres erhalten; im Glauben hat er den

Isaak zum Opfer gebracht, überzeugt, daß Gott ihn selbst von den Todten erwecken könne. Im Glauben hat Moses es vorgezogen, mit dem Volke Gottes geschlagen zu werden, und die Schmach Christi für größeren Reichthum als die Schätze Aegyptens gehalten. So führt er sie alle an, die großen Männer bis auf Samuel und die Propheten. Unsere hl. Kirche nimmt die Worte von seinen Lippen, indem sie dieselbe anwendet auf die hl. Martyrer der Kirche, die durch den Glauben Königreiche überwunden, Gerechtigkeit gewirkt, die Rachen der Löwen geschlossen, die Macht des Feuers ausgelöscht, und der Schärfe des Schwertes entgangen sind; sie sind gesteinigt worden, durch das Schwert getödtet worden, verbannt aus einer Welt, die ihrer nicht werth war, haben sie in Höhlen und Einöden, auf Bergen und in Schluchten gewohnt; alle geprüft und bewährt durch das Zeugniß des Glaubens. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube. Wie war die Vorzeit unserer hl. Kirche im Mittelalter von diesem Geiste des Glaubens durchdrungen! Das ganze häusliche Leben der Familie war von diesem Geiste des Glaubens bestimmt. In diesem Glauben erkannten die christlichen Gatten sich in und durch die Liebe Christi als geheiligte Rebzweige mit dem göttlichen Weinstock verbunden; sie erfaßten das große Wort des Apostels: Geheiligt wird der Mann durch das Weib und geheiligt wird das Weib durch den Mann und ihre Kinder werden heilig sein. Das tägliche Erwerbsleben war von diesem Geiste des Glaubens durchdrungen, darum galten Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, ethischer Sinn, Biederkeit im Handel und Wandel. Von diesem Geiste des Glaubens war das Regiment der Gemeinde und des Staates durchdrungen, darum war letztes und maßgebendes Ziel aller gesellschaftlichen Einrichtungen die Verherrlichung Gottes auf Erden — die Mehrung von Gottes Ehre. — In diesem Geiste des Glaubens erkannte man in den Erdengütern nur die Zehrpennige auf dem Wege zur

Heimath, zum Himmel; in aller irdischen Größe nur Stufen der Leiter, die aufwärts führt, näher zu Gott. Wie demüthig machte dieser Geist des Glaubens den Großen und Gelehrten der Welt, wie stark machte er den Niedrigen und Verlassenen durch die Ueberzeugung, daß er in Gott seinen Helfer habe. Zu dem größten Heroismus der Selbstenfagung und der Opferfreudigkeit entflamte dieser Geist des Glaubens den Jüngling und den Mann, machte sie zu Helden in den Kämpfen Gottes. Dieser Geist des Glaubens war des Ritters blanker Schild und scharfes Schwert. Die Kreuzfahrer haben dieser Gesinnung des Glaubens Ausdruck gegeben. Wenn der Kreuzritter im hl. Kampfe auf der geheiligten Erde des gotterwählten Landes gefallen war, dann wurde auf seinen Grabstein neben seinem Namen nur das einzig\* Wort gesetzt: „Credidi“ „Ich habe geglaubt.“ Credidi ich habe geglaubt, und weil ich geglaubt habe, habe ich nach dem Glauben gelebt; habe ich mein Leben in den Dienst meines Gottes gestellt und mich seiner hl. Sache zum Opfer gebracht. Credidi, ich habe geglaubt, das ist meine ganze Größe gewesen, das war meine Kraft, das war und ist mein einziger Ruhm. Credidi, ich habe geglaubt.

Wie ist es in der Gegenwart? Wir sind im Besitze des wahren Glaubens, durchdringt derselbe auch unser Urtheil, unser Denken und Wollen? Ist er auch der Maßstab, mit dem wir messen; ist er auch die Waagschale, auf der wir wägen die Güter der Welt; oder sind die Vorstellungen der Welt, die Anschauungen der Welt und die Werthschätzung der Welt, auch unsere Vorstellungen, unsere Anschauungen, unsere Urtheile geworden? Sagt doch der Apostel uns, wie den Christen in Rom: „Ihr aber seid nicht im Fleische, sondern im Geiste, wenn anders der Geist Gottes in euch wohnt.“ Ich will nicht davon reden, wie ein unmäßiges, ruheloses, hastiges Jagen nach Gewinn und Besitz der Erdengüter die Gedanken und die Sehnsucht nach dem Himmel erstickt; ich will nicht schildern, wie wenig der Geist des Glaubens für das Leben der Familie, für unsere gesellschaftlichen Einrichtungen maßgebend ist,

nur das will ich vor Gott und den Heiligen beklagen, daß eine maßlose Vergnügungssucht den Geist des Glaubens ertödet, die Herzen verödet und Gottes vergessen läßt. Dieser Taumel von Ger 3 zu Genuß, von Vergnügen zu Vergnügen, diese durchtanzten und durchtobten Nächte, dieses Wirthshausleben mit seinen Ausschreitungen und seinen lasciven Gesprächen, dieses Theaterleben mit seinen leichtfertigen und schlüpfrigen Vorstellungen, o Gott sei es geklagt, das Alles nimmt den Geist des Glaubens weg aus dem Herzen und weg aus den breiten Schichten des Volkes. Sollen das etwa erlaubte Erholungen sein, die im Geiste des Glaubens zugebracht werden, wenn gegen alles Gesetz Gottes und der Menschen die Parole ausgegeben wird, es sei alles erlaubt? Wer wird denn wagen nach einem solchen Leben des Weltsinns, der Weltlust und der Sinnlichkeit, für sich das Ehwort eines katholischen Lebens auf dem Grabstein in Anspruch zu nehmen: „Credidi,“ ich habe geglaubt, das ist mein Ruhm und das ist meine Ehre. O wie schön sagt im Breviergebet der hl. Apostel Paulus: „Wollet nicht tragen ein gleiches Joch mit denen, die ungläubig sind, denn welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit? Oder wie kann sich Licht zu Finsterniß gesellen? Wie stimmt Christus mit Belial überein? Oder was hat der Gläubige mit dem Ungläubigen zu thun? Wie ver trägt sich der Tempel Gottes mit Gözen? Denn ihr seid ein Tempel des lebendigen Gottes.“

Nein, nein, die wir zum wahren Glauben berufen, ein Leben des Glaubens führen müssen, wir können niemals Gemeinschaft haben mit denen, welche in der Finsterniß leben. Tempel Gottes durch die Gnade des hl. Geistes, müssen die Gesinnungen des Glaubens stark genug in uns sein, uns von einer genüßsüchtigen Welt zu scheiden. „Habet nicht lieb die Welt,“ sagt der hl. Johannes, „noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist die Liebe des Vaters nicht; denn alles, was in der Welt ist, ist entweder Fleischelust oder Augenlust oder Hoffart des Lebens, welche nicht aus dem Vater ist, sondern aus der Welt. Die Welt aber vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thuet, der bleibt in Ewigkeit.“

## Eine weitere Steigerung des russischen Einflusses in Palästina.

Aus Konstantinopel wird gemeldet. Eine dem öcumenischen Patriarchen zugegangene Depesche meldet, daß die Synode von Antiochien zum Patriarchen den vollkommen unter russischem Einflusse stehenden Araber Malateos wählte. Diese Wahl bedeutet den ersten bedeutamen Sieg des russisch-religiösen Einflusses in Palästina. Der dortige Patriarchenstuhl war seit Jahrhunderten durch Griechen besetzt. Trotz eines gegentheiligen Grades des Sultans und der Opposition des öcumenischen Patriarchen in Konstantinopel wählte die Synode mit großer Mehrheit den von Rußland mit größter Zähigkeit vertheidigten Malateos. Das öcumenische Patriarchat protestirte bei der Pforte gegen diese Wahl. Die heilige Synode in Konstantinopel beschloß, ein dringendes Memorandum an die Pforte zu richten, in welchem auf die Gefahr aufmerksam gemacht wird, daß durch die Besetzung des Patriarchensitzes durch einen syrischen Araber die nationale syrische Bewegung sehr gefördert werden möchte. Als Candidaten des Patriarchats wurden der Pforte bekannt gegeben: Monsignore Pbotius, Metropolit von Philippopol, Monsignore Gervasius, Metropolit von Boriza und Monsignore Basilus, Metropolit von Anchialos. Gegenüber dem vollzogenen Act der Synode von Antiochien wird aber wohl auch die Pforte machtlos sein.

Es ist noch nicht lange, daß in einer deutschen Grenzstadt ein Mann starb, dessen wunderbare Befehung die Frucht der Fürbitte des Mutterherzens Mariä war. Er war Wittwer und benützte diesen Stand zu den schändlichsten Ausschweifungen. Angesehen vor den Augen der Welt hütete er sich wohl vor der Oeffentlichkeit, aber sein Seelenzustand entging deshalb doch dem Auge seiner einzigen Tochter nicht. Diese war ein tugendhaftes, wahrhaft frommes Mädchen, das von ihrer Mutter in den christlichen Grundsätzen erzogen, welche später in einem klösterlichen Institute noch

tiefer in ihr junges Herz eingeprägt wurden. Vor Allem lebte ein unbegrenztes Vertrauen auf Maria in ihrer Brust und eine Liebe zur heiligen Jungfrau, die ihr ganzes Herz durchglühte. Sie sah mit tiefem Schmerz des Vaters sittliche Verkommenheit, aber mit dem Schmerze nahm ihre Hoffnung auf die Hilfe Mariens zu, welcher sie ihn täglich dringender empfahl. Unterdessen sank der Vater immer tiefer, er verlor zuletzt alles Schamgefühl und die allgemeine Verachtung folgte ihm. Dies konnte sein Stolz nicht ertragen und weil er längst allen Glauben über Bord geworfen hatte, entschloß er sich das Leben zu nehmen, dessen er längst schon überdrüssig geworden. Er ging in sein Zimmer, nahm die Flinte von der Wand, und da er zum Laden derselben eines Papiers bedurfte, suchte er lange, ohne ein solches zu finden. Da rief er die Tischschublade seiner Tochter heraus und fand wirklich darin ein Papier, auf welchem er aber zu seinem nicht geringen Erstaunen seinen Vor- und Zunamen las. Es war der Zettel der Herz-Maria-Bruderschaft, in welche ihn seine Tochter, ohne daß er es wußte, hatte einschreiben lassen und täglich für ihn das Gebet verrichtete. Der erstaunte Vater kehrte das Blatt um und las: Gedenke, o allerseeligste Jungfrau Maria, daß es von Ewigkeit nicht erhört worden ist, daß wer zu Dir geflohen und Deinen Beistand angerufen, verlassen worden sei! — Und während er so las, ward es auf einmal ganz anders in seiner Seele, Thränen der bittersten Reue entströmten seinen Augen, er stürzte nieder auf seine Kniee und wiederholte immer und immer wieder das schöne Gebet. Seine Tochter, ganz außer sich vor Freude, umarmte ihren Vater, führte ihn zu einem Priester zur Beichte und des andern Tages kommunicirten Beide vor dem Altare des unbesleckten Herzens Mariä zur Freude der Engel und aller Bruderschaftsmitglieder, die Zeugen dieses Schauspiels waren. Der Mann aber fing einen gottseligen Lebenswandel an und Vater und Tochter wetteiferten von nun an in der Liebe zu Maria!

Du triffst, wohin du auch magst ziehn,  
Den Tod auf deinen Wegen;  
Vor diesem Feind läßt sich nicht fliehn,  
Drum geh' ihm tapfer entgegen.

# Aus sturmbewegten Tagen.

Episode aus dem Sappeler Krieg. (1529—1531.)

(Fortsetzung.)

## 4. Verstoßen.



Wochen und Monate vergingen. Das neue Jahr kam und neigte sich seinem Ende zu mit mancher lauten Freude und mancher stillen Thräne, hoffnungreich und zukunfts bang, wie schon so viele Jahre über diese Erde dahingegangen sind, seitdem sie von irrenden und sühnenden Menschen bewohnt wird.

Das verhängnißvolle Jahr 1531 war bereits angebrochen. Die politischen Verhältnisse der Schweiz erreichten die höchste Spannung. Der Landfrieden von 1529 hatte das Feuer der Zwietracht nicht völlig auszulöschen vermocht; es glühte unter der Asche fort. Und nun lies schon seit lange der heftige Züricher Reformator in diese Glut und schürte, daß mit jedem Augenblicke die Flamme des Krieges lichterloh emporzuschlagen konnte. Die katholischen Kantone bemühten sich, den Frieden zu halten; aber freilich, aufreizende Schmähreden ließen von hüben und drüben. Dann suchten sie, als das blutige Gespenst des Krieges immer deutlicher vor sie trat, im Gefühle ihrer Schwäche den mächtigen reformirten Kantonen gegenüber einen Halt an Kaiser Karl V., an Papst Clemens VII. und an dem Herzoge von Mailand. Das Bündniß wurde in aller Stille angebahnt, blieb aber doch nicht so geheim, daß Zürich davon keine Kunde erhalten hätte. Das und einige Streitigkeiten in den Vogteien, welche von Zürich und den katholischen Kantonen gemeinsam verwaltet wurden, hätten beinahe den Krieg zum Ausbruche gebracht. Im guten Willen Zwingli's fehlte es wahrlich nicht; aber die gemäßigte Partei in Zürich war noch zu stark. Von einem bewaffneten Ueberfalle wollte man nichts hören; man beschränkte sich darauf, eine Previantsperre gegen die katholischen Kantone anzuordnen. Am 16. Mai 1531 wurde diese verhängt. Durch Hunger, so hoffte man, wür-

den die Hirten willig werden; wenn nicht, so falle doch wenigstens das Gehässige des Friedensbruches auf die Waldstätte. Die Maßregel war für die inneren Kantone, welche ihr Getreide zumeist aus Schwaben über Zürich bezogen, äußerst empfindlich und mußte das eine oder das andere zur Folge haben.

Gespannt war mithin die Lage nach außen, und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Hause des Bannerherrn.

Wolfgang war auf dem betretenen Pfade weit vorangeschritten, weiter, als er von Anfang auch nur zu denken gewagt hätte; nur Eines — so meinte er wenigstens —, seinen Glauben, hielt er noch fest umschlungen. Sein Herz hatte sich mit der gangen Glut einer Leidenschaft, die man in Fesseln schlagen will, an Agnes hingeeben und im gleichen Grade von seinem Vater, den er mit Unmuth als den Störer seines Glückes betrachtete, losgesagt. Selbst seine treuliebe Schwester, erst mit ihren Bitten und Thränen, dann mit ihrem sanften, milden Wesen, war ihm als ein beständiger Vorwurf lästig und unlieb geworden.

Wie war das alles gekommen?

Kurze Zeit nach dem Vorfalle, den wir im letzten Kapitel mittheilten, hatte Wolfgang wieder ein Briefchen aus Zürich erhalten. Einige Tage darauf war der erste Schnee gefallen; da laugte der Jüngling seine Armbrust mit dem stählernen Bogen von der Wand, schnallte sich den Köcher fest und sagte zu seiner Schwester: „Hedwig, ich gehe jagen. Sei unbesorgt, wenn ich heut Abend nicht heimkehre. Ich gehe ins Lorzentobel und nach der Baarerburg und werde vielleicht in der Obermühle übernachten.“ Wolfgang hatte aber nicht gewagt, seiner Schwester bei diesen Worten in das klare Auge zu sehen.

Er ging. Im Breitholz traf er frische Spuren von Rehen, er beachtete es kaum; wie er sich der Ziehl näherte, sprang ein Hirsch quer über seinen Pfad, ein stolzer Zwölfender,

und stoh unter den mit Schnee beladenen Aesten des Hochwaldes dahin — er setzte ihm nicht nach. Bald hatte er die Grenzen des Kantons hinter sich; rüstig schritt er fürbaß, und am Nachmittage stand er in Zürich vor Edbibachs Hause.

Wer schildert die Freude der alten, ehrlichen Megula! Und Agnes that so lieb und gut und ubte einen solchen Zauber auf das bethörte Herz, des Jünglings, daß ihm der letzte Nest besonnener Ueberlegung entschwand. Edbibach sah es und beschloß, das glühende Eisen zu schmieden.

Am Abende fand eine längere Unterredung zwischen Wolfgang und dem Patricier statt, in welcher der Jüngling förmlich um Agnesens Hand anhielt. Je wärmer aber Wolfgang sprach, desto kühler und besonnener antwortete der Züricher. Er setzte ihm auseinander, wie es allerdings eine Zeit gegeben habe, in welcher es sein Wunsch gewesen sei, Agnes dem Sohne seines Freundes zu vermählen; wie aber diese Zeit — Dank dem Starrsinne des alten Kolin — vorüber sei. Dann fragte er, ob sein Vater überhaupt jemals einwilligen werde, daß er eine Zwinglianerin eheliche. Wolfgang mußte es verneinen. „Aber sie wird meinem Vater eine liebe Schwiegertochter sein,“ sagte er, „wenn sie zum alten Glauben zurückkehrt, und dem steht ja nichts im Wege, falls sie mit mir nach Zug hinüberzieht.“

„Ich will dir einen andern Vorschlag machen“, sagte der Patricier. „Statt daß meine Tochter zu euch nach Zug gehe, lade ich dich ein, daß du zu uns nach Zürich übersiedelst und den reformirten Glauben annehmst — willst du?“

„Edbibach, Edbibach!“ rief der Jüngling, „führt mich nicht so in Versuchung! Alles will ich für Cure Agnes thun, aber laßt mich bei meinem Glauben.“

Der Rathsherr schien bewegt. „Es sei“, sagte er nach einer Pause. „Behalte einstweilen deinen Glauben. Aber eine andere Bedingung will ich dir stellen; wenn du sie erfüllst, so mag Agnes mit dir nach Zug gehen. Und er erzählte dem Jünglinge, wie die Wald-

stätte schon wieder auf Bruch des Landfriedens sämnen. Zürich sei wohl berichtet, daß es sich wieder um einen Bund gegen das evangelische Wesen, und zwar diesmal mit Kaiser und Papst handle. Wolfgang solle sich diesem bundesbrüchigen Unterfangen entschlossen widersetzen; er solle mehr auf das Wohl der Schweiz, als auf das Urtheil seines Vaters geben. Dann zog er ein Papier aus einer Truhe hervor und las ihm eine Reihe von Namen. „Die alle“, schloß er, „und wohl noch mehr, sind mit dem jezigen Regimente in Zug unzufrieden. Sammle sie im stillen um dich, vermehre ihre Zahl, zwinge eure Räthe im entscheidenden Augenblicke, den wir bezeichnen werden, den Landfrieden zu halten, und rette so das Vaterland. Dann soll Agnes dein sein.“

So sprach der schlaue Mann, und der Jüngling sagte „Ja und Amen“. Hätte er das schlaue Lächeln verstanden, das die Lippen des Patriciers umspielte, als sie zur Bekräftigung die Hände ineinander legten — Wolfgang würde sich, seinem biedern Vater und seiner treuen Schwester schwere Stunden erspart haben. So aber hatte die Leidenschaft sein Auge geblendet.

Von dem Tage an war Wolfgang ein anderer. Die giftige Pflanze unseliger Abneigung gegen seinen Vater, in dem er den Feind seiner Wünsche und seiner Heimath erblickte, trieb ihre Wurzeln immer tiefer in sein im Zauberbanne der Leidenschaft schmachtendes Herz. Er schritt zur Durchführung des mit Edbibach besprochenen Planes. An Freunden der Reformation fehlte es nicht. Gleich im Anfange predigten drei Geistliche, Bartholomäus Stocker, Werner Steiner und Jodocus Müller, ebenso heirathslustig wie Zwingli, die neue Lehre vom reinen Gotteswort. Der Rath verwies sie aus Stadt und Amt, und als ihre Anhänger ihnen zur Predigt nach Kappel und an den Zürichersee nachliefen, kam ein strenges Rathsverbot. Das eine wie das andere hatte böses Blut gemacht, und der Unzufriedenen gab es, wie gesagt, nicht wenige. Unter denen, welche ihm Edbibach genannt, befanden sich auch fast sämmtliche Gesellen, die

er neulich in der Käscherstube getroffen hatte. Er besuchte nun häufiger diese Schenke, war freundlich und leutselig, ließ auch wohl auf seine Kosten aus dem Keller holen, sang ein fröhliches Lied und strich die Weisheit und Macht derer von Zürich heraus. Das wirkte; bald fielen bissige Reden gegen die regierende Partei, und wie es doch besser wäre, sich dem mächtigen und allezeit weisen Zürich anzuschließen, als den Bauern der Urkantone. So legte eines Abends der alte Munibald los, und als der Sohn des alten Ammann diese Rede nicht krumm nahm, brach das Eis völlig. Es war nun Wolfgang's Sache, die entseffelten Wogen dem gewollten Ziele zuzulenken. Der junge Patriot that es nicht ungeschickt, indem er seine politische Ansicht darlegte: Festhalten vor allem am Landfrieden und kein Bündniß mit dem Auslande. Die Sache hatte ihr Verlockendes, und Wolfgang beschloß, bei der nächsten Landgemeinde den Sturm lauf gegen die Ansicht seines Vaters zu wagen. Da kam plötzlich die Proviantssperre und vernichtete seine Hoffnung. Die Berechnung Zürich's, so das Volk der katholischen Kantone gegen seine Obriheiten zu heben, schlug nämlich ganz fehl; der Unwille richtete sich vielmehr gegen die Urheber dieser verhassten Maßregel.

Wolfgang eilte unter einem Vorwande nach Zürich, um mit Edlibach Rücksprache zu nehmen. „Alles war im festen Gange“, sagte der Jüngling unmutig; „ich sehe meinen Kopf, die Kantone hätten es nicht gewagt, den Landfrieden zu brechen, und nun kommt Ihr mit dieser unseligen Sperre und treibt die Leute zum Kriege.“

Der Particier zuckte die Achseln, sagte aber nicht, daß ja der Krieg es gerade sei, was das übermüthige Zürich wolle. Man müsse das Mögliche thun, um großes Blutvergießen zu verhüten, erklärte er Wolfgang, und dazu sei es nöthig, daß Zürich von den Absichten der Kantone genau unterrichtet werde.

Agnes sah Wolfgang damals nicht; sie hatte mit viel fröhlichem Volke eine Maifahrt nach Baden gemacht; der Junker Frei war mit ihr. So hatte ihm die alte Regula erzählt. Das verdross ihn nicht wenig, aber

spornte ihn auch, nach Edlibach's Willen zu handeln; übrigens mißtraute er dem Patricier keinen Augenblick.

In den letzten Wochen des Herbstmonats erreichte die Spannung zwischen Zürich und den Kantonen ihren Höhepunkt. Fast Tag für Tag waren die Abgeordneten auf Tagabundungen zusammen. Man hoffte, Bern von dem unbilligen Vorgehen Zürich's überzeugen zu können. Dann hieß es wieder, der König von Frankreich wolle vermitteln. Inzwischen wurde die Proviantssperre immer drückender. Da versammelten sich am 9. Maimonat zum letztenmale die Boten der katholischen Kantone auf einem Tage zu Brunnen. Feierlich wurden die alten Bünde verlesen. Dann erhob sich der Vorsitzende, Landammann Giliß Nidmuth von Schwyz, und fragte die Gesandten auf ihren Eid, was Rechtens sei. Einhellig wurde der Beschluß gefaßt, die Waffen zu ergreifen, mit männlicher That den alten Glauben zu schirmen, und so entweder mit Gott zu siegen oder für ihn zu sterben. Auf die Hilfe des Kaisers, der ferne in Brabant weile, könne man nicht warten. Der Papst hatte ihnen zum Beweise seines guten Willens zweihundert welsche Büchenschützen geschickt.

Am Abende desselben Tages saßen Wolfgang und Hedwig zur Zeit der Dämmerung in traulichem Gespräche zusammen. Der Jüngling war herzlich und brüderlich, wie er seit Jahr und Tag gegen seine gute Schwester nicht gewesen. Hedwig hatte es verstanden, Saiten anzuschlagen, die mit einem milden und doch erschütternden Klange in der Brust des Bruders wiederhallten; die ganze Jugendzeit mit ihren unschuldigen Freuden war in einzelnen Bildern vor seine Seele getreten. Sie hatte ihm von dem Tage der ersten heiligen Communion erzählt, und ihn an das Versprechen erinnert, dessen erste Zeilen ihm die selige Mutter auf ein Band gestickt zum Andenken gab. Es lautete:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein:  
O Jesu, Gott und Heiland mein!

Du bist in mir, ich bin in dir —

Daß es so bleibe für und für!

Du bist die Rebe, durch die ich lebe  
Und so nur süße Früchte gebe.

Du bist die Aehren, so mich ernähren,  
Daß ewig meine Wonnen währen.“

Dann kam Hedwig auf die erschütternde Stunde zu sprechen, da ihre liebe Mutter von einem plötzlichen Krankheitsfalle ihnen entrissen wurde. „Erinnerst du dich, lieber Wolfgang, wie der Vater uns weinend dort in die Kammer hinein an ihr Sterbebett führte; wie wir medelnieten, und die liebe, gute Mutter mit Weihwasser uns das heilige Kreuz auf Stirne, Mund und Brust zeichnete; wie sie uns sagte, sie gehe nun in den Himmel, die liebe Mutter Gottes werde in Zukunft unsere Mutter sein, und wir ihr versprechen mußten, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne zu ihr im Gebete unsere Zuflucht zu nehmen. Du warst damals etwa zwölf Jahre alt und gingst bald darauf nach Zürich: hast du dieses Versprechen auch gehalten?“

„Ja, Hedwig, ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht zu Maria gebetet hätte“, sagte der Bruder.

„Gott sei Dank!“ rief das Mädchen. „Ach, Wolfgang, du weißt nicht, was ich deinetwegen schon ausgestanden. Du bist so kalt gegen den Vater; — glaube nur, er fühlt es und fühlt es tief, auch wenn er den Schmerz in seiner Brust verschlossen hält. Neulich fand ich ihn hier, wie er vor dem Kreuze betete und weinte, und es war deinetwegen. Und dann munkeln die Leute allerlei; er sollen Zusammenkünfte in der Fischerstube stattfinden, wo alle Zwinglisch Gesinnten zusammenkommen, und du wärest auch dabei.“

„Laß dich das Gerede der Leute nichts kümmern, Hedwig! Und was den Vater angeht, was kann ich dafür, daß er — doch wer pocht so heftig an die Hausthüre?“

Hedwig war bereits an das Fenster geeilt und rief: „Es ist der Vater!“ Es war in der That Kolin. Erschöpft von dem starken Ritte, trat er in die Stube und ließ sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf den Stuhl nieder, den ihm sein liebes Töchterlein geschäftig herbeirückte.

„Hedwig, bist du bereit, Gäste aufzunehmen?“ fragte er. „Die Banner unserer katholischen Freunde werden morgen hier eintreffen, und da wird unser Haus und das Städtchen übertoll werden.“

„Die Banner hier — wozu?“ fragte Wolfgang betroffen.

„Es gilt den Kampf für unsern Glauben und unsere Unabhängigkeit“, antwortete der Bannerherr. „Morgen früh wirst du gewappnet mit ausziehen.“

„Also offener Landfriedensbruch! Ich ziehe nicht mit aus“, war die rasche Antwort des Sohnes.

Sprachlos schaute ihn der Vater einen Augenblick an; dann schwoh seine Stirnader, und wie Wetterleuchten zuckte es um seine Lippen. Hedwig sah den Ausbruch des väterlichen Zornes und wollte ihn beschwichtigen. Aber Kolin sagte: „Sei stille, Kind, und laß mich mit dem da allein.“ Die Schwester warf beim Weggehen einen bittenden Blick auf den Bruder; er wurde aber nicht beachtet.

„Du willst nicht mit uns ausziehen“, hob der Bannerherr wieder an, „für unseren alten Glauben und unser gutes Recht? Du willst dich also offen auf die Seite der Vaterlandsverrätther stellen?“

Der Jüngling erwiderte trotzig: „Nicht ich bin ein Verrätther! nicht ich habe die Schweiz an Kaiser und Papst verrathen.“

„Schweige, Knabe!“ rief der Vater zitternd vor Aufregung. „Du wirst mich nicht belehren wollen, was einem biederen Schweizer ziemt, du, der du um eines Mädchens willen deinen Vater und dein Land, deinen Glauben und deine Ehre verlassen hast! — Doch es ist gut, daß es zwischen uns klar wird. Es hing schon lange wie eine Wetterwolke über uns — aber daß es so sich entladen werde, hatte ich doch nicht geglaubt. Du willst also nicht mit ausziehen?“

„Nein.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ja — aber hört, Vater —“

„Nenne mich nicht mehr Vater! ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Ein Verrätther an seinem Lande und an seinem Glauben kann mein Sohn nicht sein. — Gehe mir aus den Augen! Verlasse Zug und sage es drüben Edlibachs Tochter, sie habe einen Verrätther aus dir gemacht; sage ihr, über mein

Grab hinweg siehst du ihr nachgelaufen. Gott, o Gott! Die Schande werde ich nicht überleben!"

Ueberwältigt von seinem Schmerze, sank er auf den Stuhl nieder. Wolfgang erschrak; er meinte, seinem Vater sei ein Unfall zugefallen, und wollte ihm helfen. Aber der Vater stieß ihn entriistet von sich mit den Worten: „Verlasse mein Haus und komme mir nicht mehr unter die Augen!"

Der Jüngling wankte zur Thüre hinaus. Auf der Schwelle begegnete er Hedwig. Aber es war ihm unmöglich, ihr zu antworten; krampfhaft drückte er ihr die Hand, riß sich los und stürzte hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Hedwig wußte nicht, wie ihr geschah. Sie eilte in die Stube und fand dort den Vater in Thränen vor dem Kreuze. „Um des Himmels willen, was hat es gegeben?" rief sie mit zitternder Stimme.

„Komm, Hedwig, kniee mit mir nieder; du hast keinen Bruder mehr, ich keinen Sohn mehr.“

„Vater, Vater! Ihr stiehet den Wankenden von Euch und treibt ihn mit Gewalt hinüber nach Zürich; was soll aus seiner Seele werden?"

„Er hat den Glauben verläugnet," sagte zitternd vor Aufregung der Bannerherr.

„Nein, das that er nicht," rief das Mädchen, „dafür bürgte ich! Nur seine politischen Anschauungen sind irre geleitet. Er darf nicht so nach Zürich hinüber, sonst freilich ist alles zu fürchten. Ruft ihn zurück!"

„Ich kann nicht; er weigert sich, mit auszugehen, und so würde ich genöthigt sein, ihn als Fahnenflüchtigen zu behandeln.“

„O lieber will ich ihn im Thurne wissen, als jetzt in Zürich; so bekommt er Zeit zur Besinnung, und eine Strafe hat er schon verdient," rief Hedwig entschlossen.

„Du hast Recht, Mädchen," sagte der Vater, und eilte fort, dem Baarerthor zu.

Dort rief er aus der Thorstube einen der Stadtknechte und fragte ihn, ob sein Sohn hier durch sei. Es wurde verneint. Dann zog er den Wächter in den Schatten des Thorweges und redete leise mit ihm. „Habt ihr

mich verstanden?" schloß er, „Ihr sollt jeder eine Sonnenkrone erhalten, wenn alles wohl und im Geheimen ausgeführt wird.“

„Soll alles nach Wunsch des gestrengen Herrn geschehen — aber wo sollen wir den jungen Herrn hinlegen?"

„Da hinauf," sagte Kolin, auf den Thorthurm zeigend, „in die Kammer unter dem Uhrwerke. Der alte Wunibald mag ihn verpflegen. — Es soll ihm nicht hart gehen; nur seiner Freiheit soll er ein paar Tage entbehren.“

Der Bannerherr ging, und der Wächter trat in die Thorstube, um seinen Gesellen den Auftrag mitzutheilen.

Eine Viertelstunde später kam Wolfgang des Weges. Nachdem ihn sein Vater verstoßen hatte, war er wie betäubt durch einige Gassen geirrt. Auf einmal fand er sich, er wußte nicht wie, vor der Fischerstube. Es ging drinnen noch laut her, und er hörte bekannte Stimmen. Einen Augenblick kam ihm der verzweifelte Gedanke, die Gesellen zum offenen Aufruhr aufzufordern, aber er fühlte sofort das Wahnsinnige eines solchen Unterfangens. Was sollte er thun? Es wurde ihm klar: nur zwei Wege lagen ihm offen — entweder zurück zu den Füßen seines Vaters, oder vorwärts, fort für immer. Die Leidenschaft entschied für letzteres.

„Meister Muos! schließt mir das Pfortchen auf," sagte Wolfgang, an die Thorstube pochend.

„Seid Ihr es, Herr Kolin?" rief der Gerufene, „werde gleich kommen — jetzt seid schlief zur Hand," sagte er dann zu den Gesellen.

Der Wächter kam mit dem Schlüsselbunde; aber wie er sich anschickte, die Querbölzer zurückzuschieben, fühlte sich der Jüngling plötzlich von sehnigen Armen umschlungen, und ein Tuch, auf den Mund gepreßt, benahm ihm Stimme und Athem. Der Wächter öffnete statt der Stadtpforte die Thurmthüre, und der Gefangene wurde die Wendeltreppe hinauf mehr getragen, als gedrängt. In der Thurmkammer nahm man ihm das Tuch von dem Munde.

„Wer hat euch das Recht gegeben, mich zu verhaften?" rief lebend vor Zorn der Jüngling.

„Greifere sich der Junge Herr nur nicht," war die Antwort, — „sein gnädiger Herr Vater!"

(Fortsetzung folgt.)